Charaktermasken.

Charaktermasken.

Von

Alfred Meißner.

Zweiter Band.

Leipzig,
Fr. Wilh. Grunow.
1862.

Aus dem Leben eines kleinen deutschen Fürsten.

I.

„Wissen Sie schon, meine Herren, was sich heute auf der Jagd zugetragen hat?"

„Nein, erzählen Sie!"

„Serenissimus wurden in der Waldung, zum kleinen Saukopf genannt, von einer Menge Hirsche attaquirt."

„Nicht möglich!"

„Parole d'honneur! Wenigstens zwanzig Hirsche kamen auf Serenissimus zu. Als sie aber Höchstdenselben erblickten, ergriffen sie sogleich die Flucht, bis auf einen, einen Edelhirsch, der frech genug war, Durchlaucht mit der größten Effronterie anzublicken, bis Höchstdieselben dero Büchse ergriffen und den Frechen niederschossen. Die Canaille stürzte sofort zu Boden."

„Aber Verehrter, einen Edelhirsch kann man

doch keine Canaille nennen, ein Hirsch bleibt unter allen Umständen Wildpret ....“

„Erlauben Sie mir, Herr Doctor, ein Geschöpf, das meinen allergnädigsten Herrn frech anblickt, nenne ich unter allen Umständen eine Canaille; dazu bin ich Patriot genug!“

Es war nicht in Abdera oder in Schilda, wo dies Gespräch stattfand; ich befand mich mitten unter dem Volke der Denker, und zwar zu Gera an der Wirthstafel des „schwarzen Adler“. Mein vis-à-vis, der Major à la suite von ...... (den Namen habe ich vergessen), hatte die letzten Worte mit scharfer Betonung und nicht ohne Anzüglichkeit gesprochen, und ich, in der klaren und richtigen Einsicht, daß ich, wenn ich nur Ein Wort weiteren Bedenkens ausspräche, unfehlbar ein Majestäts-Beleidiger werden würde, verstummte plötzlich.

War dies Verstummen ein Zeichen von Feigheit? Warum sollte ich mich capriziren, eben auf diesem einen Punkte der Erde mit der Fülle meiner Ueberzeugungen einzustehen? Wenn ich, wie es ja in meiner Absicht lag, am anderen Morgen weiterzog, war ich nach einem nur halbstün-

digen Gange außerhalb der Grenzen des Reichs, und konnte wieder sorglos und frei die uncorrectesten Meinungen über Hirsche und Edelhirsche, die einen Souverän attaquiren, äußern.

Ich griff also ruhig nach der einzigen Zeitung, die auf dem Tische lag. Es war das Ebersdorfer Intelligenzblatt und enthielt in seinem officiellen Theile das folgende Minister-Rescript:

Motto: Heil dem Volk, das sich bewußt:
Volkeswohl ist Fürstenlust!

„Morgen", sagte Serenissimus, „ist auch ein silbernes Jubiläum." „Welches?" fragte der Präsident von Schney. „Morgen trat ich, aus dem Wagen steigend, in die öffentlichen Geschäfte ein, an denen mich mein verewigter Vater wie eine Art Secretär Theil nehmen ließ." — Als die frohe Kunde sich im Lande verbreitete, waren es zunächst sämmtliche militärische Corps, welche sich am Morgen vor dem Residenzschlosse in Ebersdorf zu versammeln und den durchlauchtigen Jubilar mit Hurrahruf und Absingung des Reussenliedes: „Es lebe das Reussische Haus!" zu begrüßen gedachten. Sich ihnen

anzuschließen waren die Vorstände und übrigen Gemeindemitglieder bereit. Da erging das gemessenste Verbot jeder Feierlichkeit. Streng ward dieses befolgt, und diese den fürstlichen Willen ehrende Feier beredter, als jede lautere.

Vom Staatsministerium."

„Ist der regierende Herr so sehr gegen jede öffentliche Feier?" wendete ich mich, um nur eben etwas zu sagen, und in der Voraussetzung, daß er den offiziellen Artikel kenne, an den Major à la suite, der mich seit meiner Bemerkung fortwährend mit mißgünstigen Augen gemessen.

„Allerdings," erwiderte er, „ist jetzt in den fürstlichen Staaten eine verhältnißmäßige Stille eingetreten. Man kann sagen," wendete er sich an seinen schweigsamen Nachbar, einen beleibten Herrn mit grauem Haar und melancholisch herniederhängendem Schnurrbart, „daß wir unsere Glanzperiode hinter uns haben! Die schönen Tage von Aranjuez sind vorbei. Aber man hätte auch wahrlich auf die Länge diese Fülle von Aufregungen, diese aufreibende Reihe von Genüssen nicht ertragen! Sie erinnern sich doch, Baron,

des großen Banketts im Walde? Phänomenal, nicht wahr? Ausgezeichnete Künstlerin" —

Der Angeredete nickte mit dem Kopfe.

„Die Musiker oben in den Baumästen! Wie in einem Feenmärchen!"

„Das Violoncell fiel herab, und hätte mich bald erschlagen," sagte der Baron sehr ernst.

„Gleichviel! Eine Erinnerung fürs Leben, Baron, eine Erinnerung fürs Leben!"

Ich muß nun, in meiner Erzählung zurückgreifend, bemerken, daß das von mir angeführte Gespräch an der Wirthstafel des „schwarzen Adler" schon von altem Datum ist. Es fand im Jahre 1847 statt, als ich mich auf meinem ersten Ausflug in die Welt befand und diesen mit einer Tour durch den Thüringerwald eröffnete. Der Souverän, von welchem die Rede, war Heinrich LXXII. — alle reussischen Fürsten kommen mit einer Nummer zur Welt — und einer der originellsten Regenten. Ein kinderloser Hagestolz, mit einem guten Herzen, aber einem sehr starren Kopf begabt, ein fanatischer Jäger — nach seiner Meinung der „letzte deutsche Waidmann" — souveräner Herr seines Waldgebiets von sieben

Quadratmeilen, ein patriarchalischer Tyrann von despotischen Launen, von der Welt für „oben nicht ganz richtig“ gehalten, weil er seine Regierungs-Erlässe höchstselbst stylisirte, und sie mit Verschen und allerhand tollen Excursen zierte, dessenungeachtet verständig, leidlich einsichtig, ein deutscher Patriot auf seine Weise, sogar ein Reformer, in ewigem Streit mit dem Bundestag, zuletzt durch die Anarchie aus seinem Lande und Schloß vertrieben, verdiente er wahrlich, wie Wenige, der Held einer novellistischen Schilderung zu werden. Die Lust, diesen bizarren Charakter zu zeichnen, wäre wohl da, aber wo ist die Zeit? Ich will es bei der Skizzirung einiger Züge bewenden lassen, die seine Art und seinen Charakter wenigstens theilweise malen. . . . .

Im Jahre 1846 war der Fürst nach Berlin gegangen. Als er von dort zurückkehrte, brachte er eine junge Dame mit, schlank, von blassem Teint, mit rabenschwarzem Haar und tiefblauen Augen, die keine andere war als Lola Montez, die Kunstreiterin und Ballettänzerin, der es vorbehalten war, ein Jahr später in München eine so große Rolle zu spielen. Heinrich LXXII. hatte

sie entdeckt, zu seiner Geliebten erhoben, und führte sie nun in sein Waldschloß ein, stolz wie der Markgraf von Ansbach, als er die Clairon auf sein Schloß bei Bayreuth brachte.

Da begann jene Epoche der Feste und Lustbarkeiten, die „tolle Zeit" von Ebersdorf und Lobenstein, welche den Major à la suite beinahe aufgerieben hätte. Die Pseudo-Spanierin brachte mit ihren excentrischen Launen alle sieben Quadratmeilen in Aufregung; Abscheu und Entsetzen im Lager der Damen, eine süße Unruhe in den Herzen der jüngeren Männern erweckend. Die Art ihres Auftretens war jedoch von einem so unerhörten sans-gêne, daß nur die tiefeingewurzelte Scheu vor dem Unwillen des Landesvaters bei dem älteren, auf Würde und Anstand sehenden Theil des Publikums die Stimme der Entrüstung zurückzudrängen vermochte.

Der schöne Dämon war kaum einige Tage im Schlosse, als der Fürst ihn schon fragte, ob er die Jagd liebe. Als Lola es bejahte, war Heinrich LXXII. hoch entzückt und schickte sogleich nach dem Hofmarschall.

„Habe mit Freuden vernommen," begann

der Fürst, „daß ausgezeichnete Künstlerin, die bei mir zu Gaste, Freundin der Jagd. Also hören Sie! Morgen große Jagd — großes Treiben — sämmtliches Militär dabei verwendet — Nachmittag zwischen fünf und sechs Bankett serviren beim Dreibrunnenplatz — Champagne frappé nicht vergessen." —

„Zu Befehl, Durchlaucht!"

„Und habe da neue Idee, ausgezeichneter Künstlerin würdig — Orchester soll unsichtbar sein! Concert — wie von gefiederten Waldbewohnern! Jeder Musiker klettert auf Baum — nimmt Platz mit Notenblatt auf Aesten — möglichst verborgen — wie ich herantrete mit ausgezeichneter Künstlerin — symphonischer Empfang!"

„Eine originelle Idee Durchlaucht! Höchst originelle Idee! Nur gebe ich zu bedenken, daß es vielleicht — von der Schwierigkeit einer präzisen musikalischen Exekution ganz abgesehen — für fürstliche Hofcapellisten etwas Demüthigendes haben könnte, auf die Bäume hinaufzuklettern." ..

„Demüthigendes?" brauste der Fürst auf. „Demüthigendes? Hofcapellisten, Leute in meinem Dienst ausgezeichneter Artiste huldigen, demü-

thigend? Wo ist Ihr Kopf, Baron? Wo ist Ihr Kopf? Moderne Ideen? Menschenrechte? He?"

„Es war eine einfache Bemerkung, Durchlaucht!" ....

„Will keine Bemerkung! Will Concert. Musiker unsichtbar! Leute auf Bäumen! Bleibt, wie ich gesagt! Echte Waldmusik! Will's! Verstanden?"

Der Hofmarschall entfernte sich mit den tiefsten Bücklingen, um das Fest nach den erhaltenen Andeutungen zu organisiren.

Am anderen Tage fand die Jagd statt. Lola, die das schönste Pferd des fürstlichen Marstalls ritt, setzte tollkühn über Gräben und Hecken, zeigte sich als gewandten Schützen und erntete alle Ehren des Tages. Mehrere Hirsche und Wildschweine hatte sie mit eigener Hand erlegt. Triumphirend nahm sie der Fürst an seinen Arm und führte sie, als die Stunde des Banketts schlug, unter die Eichen des Dreibrunnenplatzes, und schon tönte der Jagdgesellschaft aus der Höhe der Lüfte das Concert der vogelgleich postirten Musiker entgegen.

Neugierig sah sich die schöne Spanierin um, woher die Klänge kämen, und brach, da sie deren Ursprung erspäht, in ein schallendes Gelächter aus.

„Was lachen Sie, schöne Lola?“ fragte der Fürst gereizt.

„Ueber die barocke Idee, die Leute da hinaufzuschicken! Tolleres giebt's nicht! Allons donc, mon cher prince, faites descendre ces braves gens. Sie werden uns sonst noch auf die Köpfe fallen!“

Stumm ließ es der Fürst geschehen, wie auf Ordre Lola's das Concert unterbrochen wurde, hier der hagere Primgeiger mit zerrissenem Beinkleid herabkletterte, dort der dicke Flötist, der nicht die geringste Anlage zur Turnkunst hatte, mit Gefahr seines Lebens an einem Seile herabgelassen wurde. Die originelle Idee, auf die er sich so viel eingebildet, war ins Wasser gefallen und er fühlte sich vor allen Hofleuten blamirt. „Prosaische Natur!“ rief es in ihm; die schöne Spanierin hatte mit einem Male von dem Nimbus, der sie früher umgab, unendlich viel verloren . . . . .

Doch der Zwiespalt ihrer Naturen sollte bei einer anderen Gelegenheit noch schärfer zu Tage kommen. Der Fürst führte, wenn er ausging, unausweichlich eine mächtige Dogge bei sich. Diese Dogge war die verkörperte persönliche Justiz. Sah der Fürst einen Contravenienten gegen seine

Befehle, oder glaubte er ihn zu sehen — so genügte ein Pfiff und der Hund hatte mit einigen Sätzen seinen Mann an der Kehle — der Uebelthäter war arretirt.

Diese Art der Justiz gefiel Lola nicht übel und da sich allmälig zwischen dem Bewohner und der Bewohnerin des Schlosses Ebersdorf eine große Intimität ausgebildet hatte, nahm diese die große Dogge nicht selten auf ihre Spaziergänge mit. Auf einer dieser Promenaden geschah es, daß sie bei dem Gruße eines vorübergehenden Bauers einen Mangel an Devotion wahrzunehmen glaubte. Ein Pfiff — und der arme Teufel hatte den Hund an der Kehle! Lachend erzählte die Spanierin bei ihrer Heimkehr ihre That dem Fürsten; dieser aber lachte nicht und runzelte die Stirne. Er fühlte die Sache als einen Eingriff in seine Souveränetätsrechte. „Hören Sie meine Liebe," sagte er, „dergleichen verbitte ich mir! Unterthanenleben mir anvertraut von Gott — unverletzlich! Aufs Spiel gesetzt von Laune? Quod licet Jovi — doch was Latein! — Will sagen: was Fürst thun darf, darf Maitresse nicht wagen! Ist das deutsch? Verstanden?"

Es gab Streit und verstimmt trennten sich die Beiden. Ein paar Monate später trat Lola in München auf. —

II.

Ununterbrochen wirkte Heinrich LXXII. als nach Lola's Abreise in das Schloß von Ebersdorf die frühere melancholische Stille wieder eingekehrt war, durch selbstverfaßte Erlässe für die Erheiterung des deutschen Lesepublikums. Diese Rescripte waren sämmtlich in einem patriarchalischen Geiste verfaßt, indem sie bald geharnischt gegen den Luxus in Kleidern auftraten, bald die Trunksucht bei Beamten, Militär- und Civilpersonen mit den schärfsten Strafen bedrohten. Andere waren lediglich harmlos komisch wie z. B. der Erlaß, in welchem der Fürst den abendlichen Besuch des Hofgartens untersagte, weil sich „in der Zeit zwischen sieben und acht Uhr die Begriffe von Anständig und Unanständig zu verwischen anfangen“. Oder der Fürst erklärte, bei Gelegenheit eines Einbruches im Steueramte zu Lobenstein feierlich; „Lobenstein müsse einen Nachtwächter bekommen! Er reite schon seit fünfzehn

Jahren auf der Idee, Lobenstein müsse einen Nachtwächter haben." Alle Blätter, selbst Regierungsorgane, druckten diese Erlässe böswillig nach, und machten sich über den Ehrenmann, der es mit seinen Untergebenen von seinem Standpunkt aus so gut meinte, lustig, ohne zu bedenken, daß sie damit die Autorität eines Souveräns untergruben, der ja doch, so klein auch sein Land, unter den deutschen Fürsten als Gleicher unter Gleichen stand.

Die Saat, die so gesät wurde, sollte nur zu bald aufgehen.

Es kam eine arge Zeit, das Jahr Achtundvierzig. Auch im kleinen Fürstenthum wurden die Leute schwierig. Demagogen standen auf, böse, böse Menschen, kritisirten die höchstselbststylisirten Erlässe, und brachten öffentlich im Wirthshause in Erinnerung, wie viel die Jagd, um derentwillen alles Uebrige da zu sein schien, dem Landmanne Schaden bringe.

In einer Nacht im April oder Mai wurde der Fürst plötzlich aufgeweckt. Der Forstmeister, der allezeit freien Zutritt hatte, brachte die Nachricht, daß eine Rotte Bauern in den Wildpark eingebrochen sei.

Hastig sprang der Fürst empor, kleidete sich an, hing seine Büchse um und schritt, nur von dem Forstmeister gefolgt, in den Park hinaus. Der Mond leuchtete hell, es war eine warme, liebliche Frühlingsnacht, die gleichsam im schärfsten Contrast zu den Freveln stand, die in ihr begangen wurden.

Der Fürst hörte bald ein wildes Geschrei, von Flintenschüssen und Gekläff untermischt.

„Bei Gott, sie haben, wie zu einer regelmäßigen Jagd, Hunde mitgenommen!“ murmelte der Forstmeister.

In der Seele des Fürsten kochte ein ungeheurer Zorn. Den Wald anzutasten war nach seinen Begriffen der größte der Frevel. Mit einer Bewegung, wie sie nur die Seele eines frommen Mönchs ergreifen mag, der gezwungen ist, dem Treiben einer kirchenräuberischen Bande thatlos zuzusehen, lauschte er hinter den Bäumen hervor, und bemerkte mit wachsendem Entsetzen, wie groß die Schaar der Frevler sein müsse, deren Geschrei und Rufen von den verschiedensten Seiten herankam.

„Da kommen sie!“ rief er endlich und verbarg

sich im Gefühl, seine Autorität verloren zu haben, in der Höhlung einer mächtigen Eiche.

Heran kam ein Zug von Bauern, dem aber die Stille der Nacht und das Mondlicht etwas Schattenhaftes und Unheimliches verlieh. Der Eine kam mit einer langen Vogelflinte, der Zweite mit einer Pike, der Dritte oder Vierte erst mit einem waidgerechten Stutzen daher. Dieser leuchtete mit einem brennenden Kienholz voran, ein Anderer schoß eine vollgeladene Schlüsselbüchse los, Einer hatte ein Reh über die Schulter hängen; ein paar Proletarier schleppten einen edlen Zwölfender herbei.

Der Fürst ballte die Fäuste, er kannte jedes Gesicht. „Die Schurken!“ fuhr es ihm durch die geschlossenen Zähne, aber im Gefühl, der Bande nicht mehr entgegentreten zu können, mußte er den stummen Zuschauer abgeben.

Die Waldfrevler sprachen, sangen, lachten durcheinander, während der Fürst schwer athmend am Baume lag. Da sagte, als er vorüberging, ein kleiner Junge mit großer Selbstzufriedenheit: „Hab' ihm auch einen Hasen niedergeschossen!“

Und der Zug ging vorüber.

Wie von dem Anblick eines Spuks, einer Gespenstererscheinung erlöst, athmete der Fürst auf, aber seine ersten Worte waren:

„Hab ihm auch einen Hasen niedergeschossen! Das sagt ein Knabe — kaum acht Jahre alt! Wohin wird es kommen? Wo so frühzeitige Verworfenheit — muß die Welt zu Grunde gehen!"

Er kam langsam und ganz verstört in sein Schloß zurück.

Ein paar Wochen später übersiedelte Heinrich LXXII. auf ein Gut seiner Schwester das in der sächsischen Lausitz gelegen. Ihn freute sein Schloß und der geschändete Wald nicht mehr. Um der sogenannten Anarchie zu steuern, zogen Reichstruppen ein; man sah der Abdication des Landesherrn entgegen.

Diese ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete im wunderlichen Styl des Fürsten also:

„Masse von Erbärmlichkeit in der Flachsenfingerei eines kleinen Staats hat mich vertrieben. Wühlerei, dazu der unmoralischeste und irreligiöseste Hohn und Undank, nachdem man mich so viel Jahre und auch bei meinem fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläum auf Händen ge-

tragen — wol nicht ganz unverdient! Denn mein Wirken strebte in einer Zeit, wo es gefährlich, freisinnig zu sein, unverwandt und unverdrossen Fortschritt und Bildung zu. Schwarzer, unerwarteter Undank hat mein Wirken abgeschnitten!

Ich habe schon im Jahre 1831 ohne Erfolg in unserer starren Gemeinschaft eine freisinnige Verfassung verlangt — die Steuern waren die geringsten in ganz Deutschland — Beamtenwillkür schonungslos verfolgt! Und nun Undank! Revolution nach einem schweren Krankenlager, möchte sagen, zum Genesungsfeste! Da ist ein Dableiben unmöglich, weil ich nichts halb sein will, und überhaupt der Ueberzeugung, daß Deutschland eine Einheit sein soll und die kleinen Herrscher eine Unmöglichkeit! Ich sprach schon im April den unwiderruflichen Entschluß aus, die Regierung niederzulegen. Dieser Entschluß ward um so eiserner, als die bekannte infame Sturmpetition unser ältestes Schloß entwürdigte. Die Bürgerwehr, zwölfhundert Mann stark, läßt mich im Stich! Ich lege nun, kraft dieses, zum Besten meines verfassungsmäßigen Nachfolgers, Fürsten von Schleiz Durchlaucht und Liebden, die Regierung

nieder. Mein Trost über Bitteres ist die feste Hoffnung: ein freies, großes, starkes Deutschland. Für das meinen letzten Blutstropfen. Ein herzliches Lebewohl Denen meiner Landsleute, die mir noch einen Rest von Liebe schenken.

Heinrich LXXII. Fürst Reuß."

So schied der Fürst von seinem Lande, vergrämt und verbittert. Sein Lebelang hatte er, trotz seines Motto's: „Volkeswohl ist Fürstenlust", seine Unterthanen regiert, wie man im vorigen Jahrhundert die Kinder erzog: mit Schlägen, ohne irgend eine Ahnung davon zu haben, daß die Familiengewalt, auf den Staat angewendet, Despotismus heißt.

Die beiden souveränen Liebhaber Lola's hatten ein gemeinsames Loos: sie abdicirten Beide.

Der Fürst überlebte seine Abdication nicht lange.

Vielleicht wird die nächste Generation bereits es für ein Märchen halten, daß es in unseren Tagen in Mitteleuropa einen solchen Potentaten geben konnte.

Die Leiden des jungen Lindenhain.

Mein Freund Lindenhain gehört zu den Menschen, die das Bedürfniß in sich haben, mit aller Welt auf dem Friedensfuße zu leben. Er ist eine sanfte, gelassene, leutselige Natur. Er hat nur ein einziges Pathos, Eins, was sein Taubenherz in Wärme, sogar in Hitze bringen kann: Er ist ein so entschiedener Deutscher, wie man ihrer in Prag nur wenige antrifft. Ein längerer Aufenthalt „draußen im Reich“ und wiederholte Reisen, welche ihm Anlaß boten, andere Nationen mit der deutschen zu vergleichen, haben seiner Brust eine aufrichtige und beinahe schwärmerische Liebe für den Stamm eingeimpft, dem er angehört. Er kann in Begeisterung gerathen, wenn er die Schönheit der Landschaften am Rhein und am Neckar, im Schwarzwald und in Thüringen schildert, und wird nicht müde, die intensive Bildung der Deutschen, ihr gerades, biederes,

tüchtiges Wesen zu preisen. Er ist auch ein warmer Verehrer ihrer Literatur, und alle freie Zeit, die er als Kaufmann seinen Berufsgeschäften abgewinnen kann, widmet er der Lectüre deutscher Dichter und Prosaisten.

Als vor ungefähr anderthalb Jahren sein Onkel starb, übernahm Lindenhain dessen Quartier, aus vier Zimmern bestehend. Da er sich darin wie in einem allzuweiten Rocke unbequem fühlte, beschloß er — was war natürlicher? — eine Hälfte davon zu vermiethen. Das war der Anfang einer Kette von Leiden, die sich dermaßen steigerten, daß der Arme für uns ein Gegenstand steter Besorgniß und innigen Bedauerns wurde.

Ich erzähle diese Leiden auf die Gefahr hin, daß mir der Vorwurf eines stellenweise allzustarken Realismus gemacht werde. Mir wenigstens war mein Freund Lindenhain allmälig eine fast symbolische Figur geworden, deren Schicksale eine weit über seine eigene Persönlichkeit hinausreichende Bedeutung hatten.

Kaum war die Annonce, daß der Inhaber einer größeren Wohnung „zwei freundliche Zimmer mit Aussicht auf einen Garten“ abgeben

wolle, in der Zeitung erschienen, als sich zwei Männer in den mittleren Jahren bei Lindenhain präsentirten. Es fiel ihm nicht sonderlich auf, daß sich Beide fast ausschließlich in czechischer Sprache ausdrückten. Lindenhain selbst sprach leidlich Böhmisch und stand von jeher mit Böhmen im freundschaftlichsten Verkehr. Ihm genügte, daß seine beiden Miethsleute ein anständiges Aussehen hatten und den gebildeten Ständen angehörten. Der Eine war Gelehrter, der Andere ein Musiker.

Indeß zeigte es sich bereits in den ersten Tagen, daß die beiden Ankömmlinge zur Klasse der lärmenden und unruhigen Nachbarn gehörten. Fortwährend wurden die Thüren auf- und zugeschlagen; die Zahl der Besucher war Legion. Da die Scheidewände dünn waren, hörte man, wenn auch nur undeutlich, beinahe jedes Wort herüber, und Lindenhain bemerkte mit immer wachsendem Erstaunen, daß alle Besucher ohne Ausnahme sich in slavischen Idiomen ausdrückten. Dies war ihm unangenehm: es war ihm, als ob er mitsammt seiner Studienstube immer weiter und weiter nach Osten fortgerückt werde. Trat er auf

den Gang hinaus, begegneten ihm Jünglinge mit viereckigen Mützen und seltsam bis an's Schienbien verkürzten Hosen, wahrscheinlich in Prag studirende Polen, ferner geheimnißvolle, wildblickende Leute von gelbem oder olivenfarbigem Teint, allem Anschein nach durchreisende Croaten oder Serben. Alle fragten im Ton der Ehrerbietung nach dem Doctor * * * * * *, und Lindenhain, der Mann von specifisch deutscher Gesinnung, ward zu seinem Schrecken inne, daß er die Ehre habe, den Urtypus des fortgeschrittensten Slaventhums, eine der ersten Notabilitäten des radicalsten Panslavismus innerhalb seiner vier Pfähle zu beherbergen.

Aber das wäre noch, trotz der unzähligen Besuche, die der berühmte Mann empfing, erträglich gewesen; wahrhaft furchtbar war nur die Nähe des Musikers. Sein Piano ruhte nur selten und spielte er darauf, so schien er mit zehn Händen zugleich zu arbeiten. Wie aber ward Lindenhain zu Muthe, als er auf diesem Instrumente Tag und Nacht die Melodie eines Gassenhauers vernahm, die er ganz besonders perhorrescirte: das Hej Slovane! Es erklang in den verschiedensten Tonarten

und Rythmen, bald einfach, choralartig, bald fugirt, bald im elegischen Moll, bald im hellen Dur und ungestümen Allegro. Da war nicht länger zu zweifeln: der Musiker im Nachbarzimmer war ein Mann, der urslavische Begeisterung mit den kühnen Reformideen der germanischen Zukunftsmusiker verband, und arbeitete eben an einer symphonischen Dichtung, die auf das Thema des Hej Slovane gebaut war.

Wenn ich meinen Freund Lindenhain in dieser Zeit auf der Straße begegnete, fand ich ihn regelmäßig tief verstimmt. Auf meine Frage, was ihm fehle, antwortete er jedesmal, daß ihn die Fortschritte, die der Slavismus in Prag mache, auf's ernstlichste beunruhigten. „Glauben Sie mir," pflegte er zu sagen, „wir rücken Jahr nach Jahr mehr nach Osten; der Boden weicht unter uns; wir lösen uns täglich mehr von Deutschland und vom ganzen europäischen Westen los; wir werden eines schönen Morgens geradezu in der Ukraine erwachen."

„Ei," sagte ich, „das sind Hallucinationen! Man darf sich nicht bange machen lassen. Die Welt und die Geschichte lassen sich nicht zurückdrehen."

„Sehen Sie nur“ sagte er, indem er auf ein paar Jünglinge hinwies, die in schnürebesetzten Röcken, wundersam enganliegenden Beinkleidern und absonderlichen Pelzmützen, die vorn auf einem weiß und rothen Schilde den böhmischen Löwen zeigten, Arm in Arm daherstolzirt kamen, „diese Tracht! Bei Gott! Sie haben Tricots statt der Pantalons! Und diese Mützen! Wohin soll das führen? Wie das aussieht! Sind wir in Europa oder bereits in Asien? Mir läuft die Galle über“ —

„Ruhig, ruhig Freund!“ versuchte ich ihn zu beschwichtigen. „Wie kann man sich über Persönlichkeiten ärgern, welche, ohne sich durch die Unbequemlichkeit abschrecken zu lassen, die bei heutiger Hitze das Tragen eines stramm anliegenden Beinkleids und einer solchen beschildeten Pelzmütze haben mag, für die Belebung des gesellschaftlichen Gesammtbilds unserer Stadt wirken? Sieht es nicht jede Hausfrau gern, wenn Einzelne der Eingeladenen zu ihrem Ball in Maskenanzug kommen? Und dann — ist unser schwarzer Leibrock gar so kleidsam, daß Sie ihn allgemein haben möchten? Man kann aber auch die Sache von einem anderen Gesichtspunkte ansehen. Ist es

nicht sehr zweckmäßig, kömmt es nicht uns Allen zu Gute, daß unsere Fanatiker sich durch eine eigene Tracht, eine slavische Uniform, auszeichnen? So sind sie gleich kenntlich, und man kann ihnen ausweichen, was unter andern Verhältnissen seine Schwierigkeiten hätte. Bedenken Sie, welche Händel und Wortwechsel damit vermieden werden! Hic niger est, hunc tu caveto!" heißt es jetzt, und ein Gescheuter richtet sich darnach."

Lindenhain schüttelte den Kopf. Der Unglückliche fing bereits zu glauben an, daß, weil in seinem Quartiere der Ultraslavismus grassire, er bereits Besitz von der ganzen Welt genommen habe . . .

Im Gefolge der beiden Miethsherrn war ein hagerer, gelber, pockennarbiger Bursche miteingezogen, der durch wildüppigen Haarwuchs und katzenartige Augen auffiel. Es war ein junger Montenegriner. Der Doctor, der sich vornehmlich mit vergleichender slavischer Sprachforschung befaßte, hatte ihn zu sich genommen, um das Idiom der Schwarzen Berge aus nächster Quelle zu studiren, auch mußte er dem Musiker die melancholischen Weisen seiner Heimat vorsingen, die

dieser dann zu Papier brachte. Dieser Sohn der Natur, der seine Haare wol häufig in Oel, aber sein Gesicht höchst selten in Wasser zu tauchen schien, war für Lindenhain's Aufwärterin schon seit lange her ein Gegenstand des Abscheues und Widerwillens, weil er nie in einem Bette, sondern Sommer und Winter auf dem Fußboden, in einen dicken Schafspelz eingewickelt, schlief; aber er sollte noch durch eine besonders naive Licenz ein an Bestürzung grenzendes Aufsehen im Hause erregen.

Es gehörte nämlich zu den Eigenheiten des Montenegriners, daß er nur höchst ungern jene Stätten besuchte, die civilisirte Menschen errichten, um Stoffe, die ihr Ernährungsgeschäft im Organismus beendigt haben, abzulagern, damit sie nach Jahr und Tag wieder in den Kreislauf der Natur zurückgelangen. Sein ursprünglicher Sinn ließ es nicht gelten, daß hiefür ein bestimmter Platz am Besten tauge, und er verfügte sich zu gewissen Stunden meist nur an das Fenster.

So war denn auch von den Töchtern in dem jenseits des Gartens gelegenen Hause zuweilen ein Antlitz am Fenster gesehen worden, das zu einem menschlichen eine nur parodistische Aehnlich-

keit an sich trug und einen begreiflichen Anstoß erregte. Aber damit war die Reihe der Conflicte noch nicht beendigt. Wie steigerte sich Lindenhain's Empörung, als sich eines Morgens der Hausbesitzer, ein feiner und eleganter Banquier, bei ihm einstellte und ihn mit Vorwürfen überhäufte! Die Profanation der Sitte, die sich der junge Montenegriner zu Schulden kommen ließ, hatte nämlich auf dem Kegelplan, den der reiche Geldmann theils als Leibesübung für sich, theils zur Unterhaltung für seine Kinder im Garten hatte errichten lassen, ihre unwürdigen Spuren zurückgelassen. Der sanfte, gelassene Mann, der das Kegelspiel liebte, hatte schon zu wiederholten malen „alle Neun“ liegen gefunden, aber Neune, die er nimmermehr hätte aufstellen mögen. . . .

Im auflodernden Zornaffect eilte Lindenhein zu seinen Nachbarn herüber, und war sichtlich erstaunt, als er seine alte Wohnung wieder sah. Er erkannte sie kaum. Die Wände waren mit den lithographirten Bildern slavischer Koryphäen geziert, dazwischen hingen altslavische Waffen, für Lindenhain ein Beleg, daß die, die hier wohnten, ihre Geschichte dort wieder anfangen wollten, wo

Georg von Podiebrad aufgehört. Auf einer Komode waren Ausgrabungsgegenstände aus altslavischen Grüften, Grabesurnen, ahnherrliche Kochtöpfe und sonstige irdene Kostbarkeiten aufgestellt. Eine serbische Gusla und mehrere Schalmeien von höchst primitiver Form, Tonwerkzeuge der karpathischen Muse lagen auf einem Stoße von Noten auf dem Clavier. Im übrigen machte sich eine beängstigende Rückkehr zum Naturzustande bemerkbar, die erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß die Pflege der Zimmer dem jungen Montenegriner anvertraut war. Da erschien der Doctor, und Lindenhain trug ihm seine Klage vor. Aber dem großen Slavisten war der Sohn der schwarzen Berge durch die bedeutenden Dienste, die er ihm in linguistischer Beziehung geleistet, bereits so theuer geworden, daß in seiner Brust kein wahrhafter Zorn aufkommen konnte. Er sah in einer Reihe alle öffentliche Sittlichkeit verhöhnender Acte nur drollige Vorfälle von ganz untergeordneter Bedeutung.

„Lassen wir diese Lappalien," sagte er auf Böhmisch, Lindenhain traulich auf die Schulter klopfend, „und betrachten Sie lieber die große

Sprachenkarte, die ich soeben vollendet habe! Sie finden darauf, durch Schattirungen kenntlich, nicht nur jene Länder angegeben, die jetzt im Besitz des slavischen Stammes sind, sondern auch jene, wo er ehemals seßhaft war“ . . . .

Lindenhain betrachtete das ungeheuere grüne Feld, welches vom illirischen Delta aus durch Krain, Steiermark und Böhmen mit großen Auszackungen bis hinauf an die Nordsee reichte, und wurde ganz nachdenklich.

„Eine herrliche Arbeit, sicherlich die Frucht großen Fleißes und langen Studiums!“ sagte er halb gedankenlos, und fügte rasch hinzu: „Aber ich finde mich gar nicht auf dieser Karte zurecht — wo liegt denn Deutschland?“

„Nicht wahr, das schrumpft zusammen?“ lachte der Doctor. „Sie suchen vielleicht ein deutsches Kärnthen, Krain, Steiermark? Ha! ha! nichts davon! Ein Westpreußen, Pommern, Schlesien? Nichts da lieber Mann, fort, verschwunden, im grünen Meere untergegangen! Deutschland, soweit es zu existiren wirklich berechtigt ist, liegt jenseits des Fichtelgebirges und jenseits des westlichen Elbe-Ufers, auf ein ganz mäßiges Gebiet beschränkt. Den Franken

und Schwaben kann man es nicht streitig machen, daß sie schon lange auf ihrem eigenen Boden sitzen. Aber da — sehen Sie das mächtige Delta an der Weichsel — sehen Sie hier die Lausitz, die von Sachsen aus tief nach Preußen hereinreicht nicht — alles das wird arrondirt werden müssen! .... Ich habe es bereits annäherungsweise angegeben. Hier — von der Oder durch die Mark bis jenseits der Elbe dehnt sich schon slavisches Gebiet, der uralte Wohnsitz der Serben. Sie suchen Schwerin und Mecklenburg? Altwendische Länder, Freund, deren Fürsten noch heutzutage das Blut Pribislaus', des großen Obotritenzupan's in den Adern haben! Sie suchen deutsches Land zwischen der Havel und Elbe? Urslavischer Boden, Freund, uns kaum vor mehr als zwei Jahrhunderten entrissen. Nun wohl uns! Wir Böhmen sind gut daran! Wir bilden gleichsam das neue Reich der Mitte und müssen so zu nie da gewesener Geltung gelangen! Prag wird ein anderes Kiew und Novgorod, das Moskau der Westslaven werden."

„Mein Gott!" klagte Lindenhain, „die Franzosen wollen den Rhein, die Slaven die Elbe! Was bleibt denn uns?"

„Uns?“ fragte der Gelehrte lächelnd. „Ich glaube Sie sind in Böhmen geboren, Sie heißen Lindenhain, die Linde ist der slavische Baum — und Sie wären kein Slave?“

Er entließ seinen Miethsherrn mit einem sarkastischen Lächeln.

Nach dieser Unterredung geschah es, daß Lindenhain oft ausrief: „Ich werde ausziehen müssen. Dieß Prag wird mir immer verhaßter! Palacky der Jüngere hat ganz recht, wenn er uns Deutschen zur Auswanderung räth. Es bleibt nichts andres übrig!“ Umsonst suchten die Bekannten seinen aufgeregten Gemüthszustand zu beschwichtigen; er verharrte in einer Stimmung, die uns bereits ernstliche Besorgnisse einzuflößen begann.

Es hatte sich aber auch für den Unglücklichen eine neue Prüfung vorbereitet. Lindenhain hatte längst schon bemerkt, daß eine ungewöhnliche Menge sogenannter „Slovaken“ zu seinen Zimmernachbarn komme. Jedermann, der in Oesterreich gereist ist, kennt diese Gestalten, die nichts Europäisches an sich haben; aber so sehr ihre absonderliche Tracht, einzig aus einem speckgetränkten, von Schmutz schwarzem Hemd und einer

braunen Lederhose bestehend, in Verbindung mit dem breiten, mächtigen Hute, der das langhaarige Haupt krönt, den Pinsel eines modernen Murillo anlocken möchte, so ungern hat man diese Leute in seiner Nähe. Zuerst dachte Lindenhain blos, daß sie an dem großen Slavisten einen generösen Gönner gefunden hätten und ein kleines Almosen eincassiren kämen. So mochte es Anfangs auch sein. Eines Nachmittags sah er indeß erst zwei, bald drei, endlich eine ganze Schaar Slovaken über den Hof gehen und die Stiege hinan eilen. Mein Gott, dachte Lindenhain, was bedeutet dies Rendezvous! Kaum hätte ich gedacht, daß unsere gute Stadt so viel Slovaken zähle! Und wahrlich, sie scheinen wie in Folge eines Aufgebots heran zu kommen! Was kann das sein? Sollte es nebenan so viel Mäuse geben, daß ein massenhafter Aufkauf von Fallen nöthig geworden? Oder ließe der Doctor alle seine alten slavischen Töpfe und Grabesurnen, die freilich leck und brüchig genug aussehn, mit Draht umspinnen? Er war noch im Ungewissen, als ihm das Räthsel plötzlich gelöst wurde. Bald vernahm er aus dem Nebenzimmer ein schreckliches Unisono, eine unendlich

wehmüthige, eintönig klagende Melodie, und stampfende Bewegungen mit rythmischen Erschütterungen des Fußbodens verbunden, die alle Gläser und Tassen auf seiner Etagère in schwingende Bewegung brachten. Es war kein Zweifel mehr übrig, daß die barfußwandernden Söhne der Karpathen sich im Tanze producirten — im allertraurigsten der Tänze! Es mochte zum Behuf ethnographischer Studien des Musikers ebenso wie des großen Slavisten geschehen, wie denn bald darauf das Clavier die Melodie nachzuspielen und in größere Tonformen emporzuheben begann.

Eines Abends spät — es war im Winter, kam Lindenhain ermüdet von seinem Bureaugeschäft nach Hause. Er holte aus seiner Bibliothek einen Band Jean Paul heraus, um sich so recht in weiche deutsche Träumerei zu versenken, und ließ sich in seinem Studierzimmer im Fauteuil nieder. Er hatte kaum ein paar Seiten gelesen, als er bemerkte, daß es im Nachbarzimmer noch bewegter, als gewöhnlich, zuging. Die Thüre flog immer wieder auf, und er hörte, wie sich ein Kreis von Freunden und Bekannten versammelte. Bald darauf zischten die Kohlen im Samovar,

zum Zeichen, daß ein kräftiger Tschai bereitet wurde. Es begann ein Gelage, dessen wildes Toben selbst von der vor die Thüre aufgestellten Matratze nicht merklich gedämpft schien. Aber noch ahnte Lindenhain nicht, daß nebenan ein kleines nationales Familienfest gefeiert werde. Es wurde stiller und bald hörte er in feierlichem Ton declamiren; der Vortrag wurde immer erregter und Lindenhain, welcher zu lauschen begann, bemerkte in der That, daß ein Trauerspiel vorgelesen werde. Ein junger Dichter, Schüler des großen Gelehrten, trug seine neueste dramatische Dichtung vor, die den Untergang des serbischen Reiches behandelte.

Mitternacht kam heran, der letzte Act des Trauerspiels war unter mächtigen Slavarufen zu Ende gelesen worden; die Gesellschaft aber schien noch keine Lust zu haben, auseinanderzugehen. Das Fortepiano wurde aufgeschlagen, der Musiker stürmte in kühnen Läufen über die Tasten und begann nun den Vortrag jener symphonischen Dichtung, deren Entstehung Lindenhain bereits durch alle ihre Phasen zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Das war dem Armen

doch zu viel! Er sprang aus dem Bette, in welches er sich schon gelegt hatte. Er sah kein anderes Mittel, die Nachbarn zum Schweigen zu bringen, als sie ebenfalls mit Tönen und auf dem politischen Felde zu bekämpfen. Er schob seinerseits sein Fortepiano von dem anderen Zimmer herüber bis hart an die Thüre, stürmte in die Saiten, ohne sich durch den nebenan erklingenden Fugalsatz des in jener Symphonie eingelegten Kirchenliedes Svaty Vaclave beirren zu lassen, und begann mit lauter Stimme:

„Was ist des Deutschen Vaterland?"

Er hatte kaum die erste Strophe beendet, als ein wildes Gejohle, von Pfeifen untermischt, sich hören ließ und jede weitere Manifestation von seiner Seite abschnitt. Seine eigenen Miethleute brachten ihm eine Katzenmusik! Ihm geschah aber nur Recht. Warum hatte er sich seinerseits auf das Gebiet politischer Demonstration begeben?

Indessen hatte die Sache doch ihr Gutes. Lindenhain kam zu sich. Was in seiner Brust von Muth und Entschlossenheit vorhanden, kam zum Durchbruch. Es war ein großer Moment, ein Wendepunkt in seinem Leben, als er die

Worte aussprach und klar erfaßte: „Nein, ich wohne nicht bei ihnen, sie wohnen bei mir! Ich brauche nicht auszuwandern, ich selbst kann mir Ruhe schaffen" ..... Da verließen alle Exilsgedanken seinen wirbelnden Kopf, und wie von einem Alp befreit, schöpfte er wieder Athem. „Kommt Ihr mir," rief er, „mit dem slavischen Reiche, komme ich Euch mit dem deutschen Bundesstaate. Ja, so ists. Ich wohne nicht bei Euch, Ihr wohnt bei mir." ......

Der Morgen war kaum da, als Lindenhain bei den beiden Freunden erschien und die Aufkündigung anzeigte. Sie waren dessen gewärtig.

— — — — — — — — — — —

—. — — — — — — — — — —

Als ich gestern meinen Freund Lindenhain wieder besuchte — welch ein Wechsel! Die Wohnung war nicht mehr zu erkennen! Wo noch vor kurzem sich ein ungebundenes Naturleben entfaltet, herrschte jetzt Comfort, sogar Luxus, kurz der größte Abfall vom Naturzustande. Die Civilisation hatte mit ihrer reinlichen Katzenzunge die Mauern beleckt und wieder reingescheuert. Da, wo noch vor kurzem die, Lindenhain so unan-

genehme Sprachenkarte gehangen, sah man jetzt wieder Rafael's Madonna del Sisto anmuthig herablächeln.

Lindenhain selbst ist ein anderer Mensch geworden. Er sieht den kommenden Ereignissen ruhiger in's Auge. Mit den Utensilien der Bildung ist wieder der Glaube an deren geistige Macht bei ihm eingekehrt. Seine Leidensepoche ist vorüber. Mit einem sybaritischen Wohlbehagen spaziert er durch seine vier Zimmer und vergleicht ihr jetziges Aussehen mit dem, das sie noch vor kurzem hatten. Setzt er sich in den Fauteuil, um seinen Göthe zu lesen, so ist er sicher davor, daß ihn wilde Rufe aus dem Nachbarzimmer stören. Ja, alles ist fortgeräumt, was die Räume einst als Wohnstätten eines rauhen Fanatismus kennzeichnete, nur der gebrechlichste Theil der Zimmereinrichtung — die Fensterscheiben — hat die Spuren der wilden Einquartierung, die in diesen Mauern hauste, behalten. Jede Scheibe war gewissermaßen ein Albumblatt voll patriotischer Sprüche, mit einem Diamanten eingeritzt, geworden. Auch diese Fenster dürften nächstens, wenn mich nicht alles täuscht, obwol sie noch ganz wohl-

erhalten sind, zum Glaser wandern, denn Lindenhain will alles entfernen, was ihn noch in seiner Wohnung an eine entschwundene Leidenszeit erinnern kann.

Unter'm Kirchenbann.

Man ist oft zu glauben versucht, daß unsere Zeit gar keine Märtyrer mehr zeuge. Ist doch die Bezeichnung „edler Dulder" schon ein Hohnausdruck geworden, seit man so viele Speculanten kennen gelernt, die mit ihrem Unglück hausiren gegangen und das Verfolgtsein als Reclame für ihr Talent gebraucht haben. Andererseits sieht man, wohin man blickt, nur Genußmenschen, die alle Fünf gerade sein lassen, Casuisten, die sich selbst und der Welt was vorlügen, Vergnüglinge, die es uns philosophisch zu begründen wissen, daß keine Sache auf Erden so heilig, daß man ihretwillen leide, dulde, am Ende gar blute. Und doch gibt es noch Gemüther, die heimlich, ohne Anspruch darauf, daß man sie deßhalb bewundere, mit dem Opfer aller irdischen Güter für ihre Ueberzeugungen einstehen und im Kampfe darüber zu Grunde gehen . . . . . .

Ich kannte ein solches Gemüth, und gedachte neulich seiner recht lebhaft, als ich an einem sonnigen März-Morgen, der mich unwillkürlich in Gedanken in den März 1848 zurückversetzte, über die Prager Brücke ging und das Kreuzherrengebäude mit seiner pittoresken Kuppel und seinen vielen Fenstern, die auf den breiten, blauen, in Millionen Lichtern glitzernden Strom hinausgehen, vor mir liegen sah. Augustin Smetana gehört nicht zu jenen Schriftstellern und Denkern, deren sich die Welt sonderlich erinnert, und doch verdiente er durch sein Wirken, Leben und Dulden einen Denkstein auf dem großen Kirchhof, wo Die liegen, die für die Freiheit ihrer Ueberzeugung gekämpft und gelitten. Ein solches Denkmal kann ihm nur einer setzen, der die Verdienste seines schriftstellerischen Nachlasses an den Tag zu bringen versteht: ich will mich damit begnügen, ein paar Seiten aus seinem Leben aufzurollen.

Es war im März 1848, als mehrere befreundete Gesinnungsgenossen in Prag die Herausgabe eines liberalen deutschen Blattes anstrebten. Man beschied mich zu einer Unterredung darüber ins Kloster der Kreuzherren. Ich kam zu früh, der

Inwohner des Zimmers war noch abwesend; man hieß mich warten. „Ein Klostergeistlicher Hauptredacteur!“ dachte ich. „Was kann da zu Stande kommen!“ Doch als ich mich an der Aussicht satt gesehen, trat ich an die Bücherschränke heran, die die breite Wand entlang standen, und las: „Hegel, Phänomenologie des Geistes“ — „Strauß Dogmatik“ — „Bruno Bauer, die Synoptiker“ — „Feuerbach, Wesen des Christenthums“ — „Ruge und Echtermeyer, Hallische Jahrbücher.“ Wer malt mein Erstaunen!

Indeß war Smetana mit den Uebrigen eingetreten, ein blaßgelber, hagerer Mann, mit einem milden, sinnenden Gesichte. Er deutete die Grundlinien an, wie er sich ein Blatt denke, das im demokratischen Geiste und auf föderalistischer Basis den Deutschen wie den Czechen entgegengehen solle. Ich hörte mit neuem Erstaunen einen österreichischen Klostergeistlichen, der die Zeit von damals ansah, wie die heutige von vielen italienischen Priestern angesehen wird — als eine, welche nicht nur eine politische, sondern auch eine religiöse Emancipation mit sich führen solle. Ich erfuhr erst nachträglich, daß er seine Ueber-

zeugungen bereits in einer gedankenvollen Broschüre: „Ueber die Bedeutung des gegenwärtigen Zeitalters“ niedergelegt habe.

Smetana war, nur durch die äußerlichsten Umstände veranlaßt, Theologe und Geistlicher geworden. Er war der älteste Sohn in einer zahlreichen Familie; sein Vater fungirte als Kirchendiener bei St. Heinrich. Natürlich war die Familie dürftig; es galt, die Söhne rasch zu versorgen. Und was sollte der Knabe werden; der immer schwächlich und kränklich gewesen, und Tag und Nacht über seinen Büchern saß? Die Wünsche der alten Frau, die in der Kirche Wachslichtlein verkaufte, mochten alle erfüllt scheinen, als ihr Sohn zum Priester geweiht und Caplan, zuerst in einem Dorfe bei Carlstein, später in Eger wurde.

Aber fortwährende Beschäftigung mit der deutschen Philosophie führte allmälig in den Ansichten des jungen Mannes und Gelehrten eine völlige Zersetzung und Umbildung herbei. Nach Prag zurückgekehrt, wo er supplirender Professor der Philosophie wurde, vermied er aufs ängstlichste das dogmatische Gebiet, wollte die Kanzel ver-

lassen und sich auf den Katheder beschränken. Wofern ihm dies nicht möglich, war es seine Absicht, Oesterreich zu verlassen.

Die Meinung, für die Wissenschaft lebende Männer fänden in der Stille der Zelle, geschieden von den Interessen und Reibungen der Welt die ungestörteste Muße, ist ziemlich verbreitet, aber nur eine ungenaue Kenntniß des Klosterlebens verleiht ihr den Schein der Wahrheit. Die geistige Einengung, der gemüthtödtende Formdienst, der eintönige, nur durch Feste und deren Feier unterbrochene Müßiggang, die gegenseitige, oft zur Denunciation sich steigernde Spionage, sind dazu angethan, gewisse Gemüther zur Verzweiflung zu bringen. Ein solches Gemüth war das Smetana's. Der Aufenthalt im Ordenshause ward ihm allmälig unerträglich. Seine Ansichten standen mit dem Kleide, das er trug, in Widerspruch. Da war das Jahr Achtundvierzig gekommen. Obwol kein Mann der That, schüchtern und vor der Berührung mit der Welt bangend, verhehlte er doch seine Sympathien und Ueberzeugungen nicht, und gab ihnen sogar, als die prager Studenschaft eine Todtenfeier für die

in Wien im Märzaufstand Gefallenen hielt, von der Kanzel herab einen beredten Ausdruck. Bald darauf war er aus dem Kloster geschieden und hatte eine Privatwohnung bezogen.

Er wollte aufhören, Geistlicher zu sein. Kein weltlicher Ehrgeiz, keine Leidenschaft des Herzens, nicht etwa der, freilich auch berechtigte Wunsch, ein weibliches Herz sein zu nennen, einzig nur der Drang des Forschers und Gelehrten, der uncontrollirt die Wahrheit nach seiner Weise suchen will, trieb ihn hinaus. Und nun begann eine Kette von Verfolgungen, die, immer anwachsend, sein Leben verbitterten und ihm jede Ruhe raubten. Er bestand auf nichts, als auf dem Rechte, in seiner eigenen Studirstube leben zu können, und dies war nur um so natürlicher, da er, seitdem er den Katheder für sich verschlossen sah, die Redaction der „Union" übernommen hatte. Zuerst ließ man es bei Ermahnungen und im Tone der Mäßigung gehaltenen Aufforderungen zur Rückkehr bewenden; als aber sich die Reaction im ganzen Staatsleben immer kraftvoller geltend machte, wurden auch die Mahnbriefe der Obern immer drängender und drohender. Da — eines

Tages brachte ein Freund die verbürgte Nachricht, daß die Geistlichkeit das brachium seculare aufbieten und den abtrünnigen Sohn mit Gewalt zur Rückkehr ins Kloster zwingen werde. Smetana mußte eine Versetzung in eine ferne Provinz, Internirung, vielleicht gar Haft im gefürchteten Weißen Thurm auf dem Hradschin, dem geistlichen Correctionshause, erwarten. Diesen Schlag zu pariren, schien ihm nur auf eine Weise möglich: Er gab Tags darauf in seinem Blatte die Erklärung ab, daß er „in Folge seiner Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des katholischen Lehrbegriffs, aufgehört habe, Priester und Mitglied des Kreuzherren-Ordens zu sein“.

Das Aufsehen, das diese Erklärung machte, war sehr bedeutend. Jedermann wollte die Nummer, die das seltsame Actenstück enthielt, besitzen. Das Redactions-Comité entließ ihn, und bei der Furcht und der Engherzigkeit, die unter dem damaligen Drucke an der Tagesordnung waren, wendeten sich selbst Freunde und Bekannte, die Entrüsteten spielend, von ihm ab.

Aber auch die Excommunication ließ nicht lange auf sich warten. Sie kam, freilich ohne

den crassen Pomp und das phantastische Schreckniß, die sie im Mittelalter begleitet; dennoch aber traf sie Smetana in seiner eigenthümlichen Lage bitter genug. Seine Eltern waren beide noch am Leben. Man denke sich einen alten grauen Kirchendiener, der das Blatt, das die Excommunication seines Sohnes enthält, austheilen muß; man denke sich eine alte Frau, „ein Lichtelweib“, die hören muß, wie ihr Stolz, ihr Herzblatt, ihr lieber Sohn, als Ketzer und Verlorener erklärt wird!..

Und damit noch Alles zusammen komme, meldeten sich bei dem Hartbetroffenen nun auch die Anzeichen eines rasch fortschreitenden Brustleidens, das ein Leben der Entbehrung in früheren Jahren geweckt, Studium, Nachtwachen, Kummer über Verfolgung gezeitigt hatten. Bald hieß es, Smetana sei von den Aerzten aufgegegeben und nur eine Luftveränderung könne sein Leben noch eine Zeitlang hinhalten.

Smetana war dadurch, daß eine Krankheit, die bereits lange in ihm gelauert, nun zum Ausbruch kam, zu einem Object geworden, an welchem fanatische Klerikale beweisen konnten, wie dem Abfall von der Mutterkirche schon hier auf Erden

die Strafe auf dem Fuße folge. Man konnte ihn auch erfolgreicher molestiren, als z. B. einen Collegen von ihm, der wie er im Jahre Achtund-Vierzig das Kloster verlassen hatte, aber trotz der über ihn verhängten Excommunication sich einer vortrefflichen Gesundheit und des heitersten Humors erfreute. Diesem, einem liebenswürdigen jovialen Weltmann und trefflichen Gesellschafter, war gar nichts anzuhaben; er wurde daher fortwährend ignorirt, während Smetana in den Vordergrund geschoben und zum Gegenstand des Angriffs in klerikalen Journalen gemacht wurde. Wohl ihm, daß sein Leben selbst, das Leben eines stillen und bescheidenen Forschers, keinen Makel bot, an dem man ihn fassen konnte, und man sich einzig an seine Schriften und Artikel halten mußte!

Er hatte indessen Prag verlassen und eine Hofmeisterstelle in Altona angenommen; bei Campe in Hamburg war ein größeres Werk von ihm, „Die Katastrophe in der deutschen Philosophie" erschienen. Ich habe diese Schrift nicht gelesen wohl aber ist mir von Männern, die auf diesem Felde competente Richter sind, gesagt worden, daß sie überaus werthvolle Gedanken, des origi-

nellsten Denkers würdig, enthält. Wenn auch Smetana' nicht das glänzende Talent eines Lamenais verliehen war, die Wärme seines Gemüths, sein schwunghafter Idealismus, der eine bevorstehende Revolution des durch die Cultur der Naturwissenschaften befreiten Menschengeistes vorhersagte, sind eine über jeden Einspruch erhabene Thatsache.

Auch jetzt noch sollte kein Freudenstrahl über sein zertrümmertes Leben hereinbrechen. Das neue Werk, sein Hauptbuch, sein Vermächtniß an die Nachwelt, fand der theilweise abstrusen Sprache wegen nicht die Aufnahme, die der Verfasser gehofft hatte. Smetana blieb nach wie vor ein verborgener Denker. Noth und Armuth brachen über ihn herein. Es hatte ihm aus dem Kloster, wo er gemächlich hätte leben können, aus dem Hause mit der schönen Aussicht auf den Strom, wo der Humpen nie leer ward, hinausgetrieben und nun sah er die hohlwangige Sorge Tag um Tag in seiner engen Studienkammer sitzen. Mußte er nicht oft die rothberockten Pfleglinge beneiden, die in den Mauern des alten Hospitaliterhauses behäbig umhergehen! Warum war er nicht bei

bequemer Versorgung geblieben? Wie viele Glaubenslose — man denke nur an das jetzige Italien — tragen die Klerik und verkünden Wunder, an die sie nicht glauben; wie viele schlechte Gläubige der alten Monarchie, im Herzen Constitutionelle oder gar Demokraten, dienen irgend einer bestehenden Ordnung, bis die Stunde kommt, die dieses zerstört. Nicht die Einheit des Glaubens und Wollens mehr, die ökonomische Nothwendigkeit hält unsere zerfressene, in ihren Vesten erschütterte Welt von heute zusammen.

Es war in den letzten Tagen des Jahres 1850, als der Excommunicirte wieder in seine Vaterstadt zurückkehrte, doch nur in ihr zu sterben. Er sah die Seinigen wieder, ein Schatten dessen, der ehemals war. Bald konnte er das Bett nicht mehr verlassen.

Einen seltsamen, und, wie mich dünkt, herzzerreißenden Anblick mochte ihm jetzt seine alte Mutter gewähren. Mit dieser einfachen Frau, für die der Kampf in der Brust des Sohnes, der Widerspruch der freien Persönlichkeit mit der Macht der Ueberlieferung und Autorität ein ewiges Geheimniß geblieben war, deren mit der Muttermilch

eingesogenen Glauben kein Bildungsferment zersetzt hatte, und deren Leben in der Kirche zu Ende gelaufen war, wo sie unter Rosenkranz-Abbeten, von Betstuhl zu Betstuhl gehend, den Gläubigen die buntbemalten Wachslichtlein verkauft, und diese zum Heil dahingeschiedener Seelen angezündet hatte, war inzwischen eine merkwürdige Verwandlung vorgegangen. Das Elend und die Verfolgungen, die ihren Sohn noch auf dem Sterbebette Schlag auf Schlag trafen, hatten sie an der Barmherzigkeit der irdischen Vertreter Christi ganz irre gemacht, so zwar, daß sich ihre Zweifel an die Religion selber hinanwagten. Nur ein oberflächliches Auge vermöchte da die Umbildung zu freierer Denkungsart erkennen; in Wahrheit mußte es als der Ausdruck eines an Ideenzersetzung grenzenden, wilden, unermeßlichen Mutterschmerzes gelten! Es mußte den Kranken auf eine fürchterliche Weise berühren, wenn er sah, wie diese Frau, die ihr Lebelang gewohnt gewesen, von ferne herbeizueilen, um einem Geistlichen die Hand zu küssen, jetzt mit Flüchen auf den Lippen vor den zeitweiligen Besuchern ihres Sohnes davonlief ....

Und es kamen viel, viel Besucher! Hatte man ihn früher nicht ruhig leben lassen, so ließ man ihn jetzt nicht ruhig sterben, und drängte ihn unablässig zum Widerruf. Zuletzt kam noch der Cardinal-Erzbischof, als oberster Seelenhirt, zu ihm, um ihn zur Rückkehr in den Schoos der Kirche zu bewegen. „Wenn Sie sich bekehren," sagte der Kirchenfürst, „so ist es gar wohl möglich, daß Ihnen Gott Ihre verlorene Gesundheit zurückerstattet!" Der Kranke lächelte schmerzhaft, er wußte wohl, daß eine zerstörte Lunge nicht wieder athmungsfähig werde. Mit gebrochener Stimme bat er, ihn ruhig zu lassen, und beharrte bei seiner Ueberzeugung. Er hätte sagen können: „Die Zeit der Wunder ist vorüber. Lassen Sie das Wunder geschehen, nachher will ich glauben; aber fordern Sie nicht vorher meinen Uebertritt als Bedingung meiner Heilung!"

Als sich diese geistlichen Besuche vermehrten, wurde in dem Kranken das Mißtrauen rege, daß man nach seinem Tode, der alle Augenblicke eintreten konnte, das Gerücht von seiner Buße und seinem Widerruf in Umlauf setzen könne. Dem wollte er zuvorkommen. Er bat einige Freunde,

abwechselnd bei Tag und Nacht sein Krankenbett zu umgeben. Dies geschah.

Am vorletzten Jänner 1851 schlief er ein und erwachte nicht mehr.

Smetana war kaum verschieden, als sein Todesfall schon jedermann in der Stadt bekannt war und den Gegenstand des allgemeinen Gesprächs bildete. Die Oberin im ******* Nonnenkloster, die eben beim Mittagstische saß, hielt plötzlich mit dem Zerlegen des Bratens inne, legte, wie von einem Gedanken erfaßt, die Hand an die Stirne und sagte dann nach längerem Nachdenken: „Um diese Zeit wird es dem armen Smetana wol schon schlecht gehen!“ Sie meinte nach ihren Begriffen von jenseitiger Topographie und der Schnelligkeit der Seelenbeförderung, daß der Excommunicirte jetzt bereits in der Hölle angelangt und der Justiz höllischer Peiniger überliefert sein dürfte.

Eines in Allem war bei dem Leichenbegängnisse, das für den folgenden Tag angesagt war, ein ungewöhnlicher Menschenzudrang zu erwarten; die Menge aber, die sich einfand, überstieg jede Voraussetzung. Auf dem oberen Theil des Roß-

marktes, wo das Haus, in welchem Smetana verschieden war, lag, hatten sich mindestens zehntausend Menschen versammelt, und standen, dicht gedrängt, wie Pflastersteine, bei einander. Selbst Handwerker hatten ihre Werkstätten geschlossen und die Arbeit verlassen, um mit dabei zu sein.

Während draußen die Polizei ihre liebe Angst vor revolutionären Demonstrationen hatte, waren im Zimmer, wo der Todte lag, die Anverwandten in nicht minderer Sorge. Klerikale Persönlichkeiten hatten allenthalben verbreitet, das „Volk“ würde aus Wuth gegen den in Unglauben Geschiedenen seinen Sarg beschimpfen, vielleicht gar seine Leiche entehren. . . Es ist ein alter Kniff derer, die das Volk hetzen, zu behaupten, daß sie nur es sind, die seine gerechte Entrüstung zügeln. Als die Menschenmenge immer mehr anschwoll, blickten die Anverwandten ängstlich aus den Fenstern heraus, um die Physiognomie der Menge zu studiren und ihre Stimmung kennen zu lernen. Sie war geheimnißvoll ernst. Als die Fackelträger ausblieben, die sonst gewöhnlich den Sarg hinabtragen, wuchs die Verlegenheit. „Rufen wir ein paar junge Leute herauf,

daß sie uns helfen," meinte Einer. „Nein," sagte ein ehemaliges Mitglied des Reichstages, „die Polizei würde sich die Namen der jungen Leute notiren und ihnen Unannehmlichkeiten bereiten; greifen wir selbst zu, an uns ist nichts zu verderben!" Er faßte mit den Freunden den Sarg; es ging die Treppe hinab. „Nun kann's uns schlecht gehen!" flüsterte ein Furchtsamer, „weiß Gott, wie die Menge gesinnt ist — —"

Da rief eine tiefe, ernste Stimme mitten in der allgemeinen Stille: „Hut ab!" und wie mit einer einzigen Handbewegung entblößten sich die Häupter von mindestens zehntausend Menschen. Es war ein ergreifender Moment und man sah Thränen in manchen Augen. . . .

„Im Namen Seiner Excellenz des Statthalters! Ich befehle, daß der Leichenzug seinen Weg nicht durch die Marien- und Basteigasse, sondern direct durch das Roßthor nehme," ließ sich die scharfe, schneidige Stimme eines Polizei-Commissärs vernehmen.

Ohne Glockengeläute, ohne Priester und Ministranten setzte sich der schwarze Wagen in Bewegung. Kein schwarzumflortes Kreuz war darauf.

„Schneller! Schneller!“ rief der Commissär noch einmal, und der Kutscher setzte die Pferde in so scharfen Trab, daß der alte Pedell der Universität in seinem langen rothen Talar, das Pedum in der Hand, kaum nachkommen konnte.

Eine Minute später war der Wagen durch das Thor verschwunden.

* *
*

Die Opfer der Kirche sind heutzutage selten. Nicht darum, weil sie ihre Verfolgungslust von ehedem eingebüßt. Hätte die Kirche wie sonst ihre Armeen und ihren Belagerungszustand, wären die Ordens-Generale wirklich Generale, so wäre es anders. Dennoch zeigt ein Leben, wie das eben erzählte, daß die Kirche noch sattsam über Mittel verfügt, den ihr Angehörigen, der sich ihr entziehen will, zu strafen. Was hat am Ende Uriel Acosta vor Smetana voraus? Nur die Romantik, die ein uns Allen werther Dichter um ihn gewoben! Auch über Smetana wurde der Schoffar geblasen, auch er hatte eine alte Mutter, die tief litt, aber — hier ist das Leben poetischer als die Dichtung — Smetana's Mutter versuchte nicht, ihren Sohn zum Widerruf zu bewegen.

So endete ein kampf- und leidvolles Leben, das Leben eines einsamen Denkers. Wahrlich, man schämt sich fast, innerlich jung und frisch, ohne graue Haare und ohne allzuviel Narben aus dem Krieg jener Jahre hervorgegangen zu sein, wenn man der lieben Waffengefährten von ehedem gedenkt, deren Kraft nicht hingereicht, oder denen das Glück minder hold war, und die getroffen dahinsanken, ohne, wie wir, das Wiedererwachen des geschichtlichen Geistes und bessere Tage zu erleben. . . .

Doch ich breche ab. Ich habe vielleicht Unrecht gehabt, den zumeist heiteren Charaktermasken, die ich in diesem Büchlein wie an einer Schnur angereiht, eine bleiche, schmerzenstellte Todtenmaske zu gesellen. Verzeihe es mir, freundlicher Leser!

Bei den Carmeliterinnen.

In einer Gesellschaft, in welcher sich auch ein paar Reisende befanden, welche Prag zum ersten Male sahen, wurde über die Nachtheile, ja über das Unheil gesprochen, welches die Ueberspannung religiöser Gefühle mit sich führe. Es wurde von Menschen reinen Herzens und edler Gesinnung erzählt, welche, weil sie den Regungen einer überschwenglichen Begeisterung nachgehangen, tief unglücklich wurden, wenn sie nicht direct in Wahnsinn verfielen. Der Eine wollte diese Erscheinungen ausschließlich dem Christenthum aufbürden; der Andere meinte, und mit Recht, sie seien in ihrer Allgemeinheit an keine Religion gebunden, sondern vielmehr allen eigen, denn in Hindostan, in Thibet, in China, in dem überfeinerten Alexandrien, wie in der Wüste der Thebais, in den Klöstern aller Himmelsstriche und aller Religionen fänden sich solche Formen; die

Namen und Gestalten wechseln, das Wesen bleibe dasselbe. Als ein Dritter bemerkte, daß eine heilbringende Aufklärung die Zahl dieser Opfer bis auf ein Minimum veringert habe, glaubte ich bemerken zu müssen, man möge diese Erscheinungen keineswegs noch für vorübergegangen halten, und erzählte Einzelnes, was ich eben wußte, aus dem Leben und den Gepflogenheiten eines Ordens, der noch ganz wie ein Stück spanischen Möndhsthums zu uns herüberragt: dem Orden der Carmeliterinnen. Die Fremden, zufälligerweise Protestanten, waren dadurch so überrascht, daß sie wenigstens die Mauern sehen wollten, wo so eigenthümliche Wesen leben.

Am anderen Morgen begaben wir uns auf den Hradschin. Dort, auf dem großen menschenöden Platze, den mehrere mächtige Gebäude, darunter das erzbischöfliche Palais, umschließen, und auf den von fern das kaiserliche Schloß mit seinem Gitterportale blickt, steht ganz seitwärts oben das Kloster. Es ist so niedrig, so unscheinbar, daß man es für ein einfaches Wohnhaus halten möchte, zumal da es durch seinen prächtigen Nachbar, das Schwarzenberg'sche Palais, recht herab-

gedrückt wird. Die Fenster nach dem Platze zu sind dicht verhangen, aus der verschlossenen Thür tritt höchstens zu Zeiten eine Dienerin hervor, denn die Nonnen selbst dürfen ihr Haus nie verlassen und sich nie und unter keiner Bedingung unter Menschen sehen lassen.

Das Interesse, das ich für die Carmeliterinnen — hier auch Barnabiterinnen oder schwarze Schwestern genannt — habe, ein Interesse, das mit einem seltsamen Grauen gemischt ist, stammt aus alter Zeit. Ich war fast noch ein Knabe, als ich hörte, daß ein Mädchen, das ich gekannt hatte, in diesen Orden treten werde. Sie war während ihres Noviziats, das drei Jahre gedauert, für die Welt, sogar für ihre nächsten Angehörigen verborgen geblieben und nun, da sie nach Ablauf dieser Zeit eingekleidet werden sollte, waren die letzten drei Tage nach den Statuten ihrem Abschied von der Welt geweiht. Da stand sie denn, von früh bis Abends, hinter dem Gitter an der Seite einer ganz schwarzgekleideten Klosterfrau, die ein viereckiges Stück schwarzen groben Flor's als Schleier vor dem Gesicht trug. Sie selbst war noch unverschleiert, hatte einen

Kranz von künstlichen Blumen auf dem Haupt und Jedermann, der da wollte, konnte sie noch ansehn. Sie war jung und schön und ich erinnere mich noch immer ihrer großen, unbeweglichen Augensterne, die mich, wie ich glaubte, so starr fixirten. Ihre Eltern, ihre Geschwister, ihre Freundinnen und Gespielinnen von ehedem kamen nochmals an das Gitter, um einige Worte an sie zu richten, auch viele Andere kamen, von denen die Einen sie bedauerten, die Andern halblaut ziemlich rücksichtslose Späße machten, was sie alles mit derselben gleichgiltig ruhigen Miene hinnahm. Am andern Morgen war das schwarze Stück Flor auch über ihr Gesicht gefallen und sie selbst auf Lebenszeit den Grabesmauern dieses Hauses verfallen.

Damit ist keine Hyperbel ausgesprochen: dies Kloster ist ein Grab. Die Carmeliternonne darf sich keinem Wesen, sei's Mann oder Weib ohne Schleier zeigen.

Sie darf selbst innerhalb des Klosters vor ihren Mitschwestern ihr Gesicht nicht entschleiern.

Sie darf ihre Mutter, ihre Schwester fortan nicht anders als hinter dem Gitter sprechen.

Sie darf mit keinem Manne mehr reden, wäre dieser Mann auch ihr Vater oder ihr Bruder.

Sollte ihr ja durch den außerordentlichsten der Zufälle bei aufgehobenem Schleier ein Mann begegnen, so hat sie sich auf die Erde und auf das Gesicht zu werfen.

Selbst an ihr Sterbelager darf kein Arzt treten; sie sieht selbst in der Todesstunde ihre Eltern nicht bei ihrem Bette. Eine schwarzverschleierte Schwester hält bei ihr aus und drückt ihr die Augen zu, auf die sogleich wieder der schwarze Schleier fällt.

Sie darf kein Eigenthum, irgend welcher Art besitzen.

Sie muß Tag und Nacht, Sommer und Winter dasselbe grobwollene schwarze Kleid, als Memento des Todes, am Leibe tragen; sie schläft in einem sargartigen Bette, auf einem Brette.

Sie darf keine Kost außer Fastenkost und kein Getränk außer Wasser über ihre Lippe bringen.

Sie darf nie über die Schwelle des Klosters heraus unter Menschen treten.

Ueberdenkt man dies alles: welch eine Existenz! Das Problem ist gelöst, wie man ein Leben kunst-

voll veröden und in dieses öde Leben herein die größte Menge Selbstentziehungen und die allergeringste Menge von Freuden bringen kann. Ja, wir haben es hier mit einer Ordensdisciplin zu thun, gegen welche gehalten die der Trappisten noch vernünftig, human und liberal erscheint, denn die Brüder von La Trappe dürfen arbeiten, müssen sich Alles schaffen, was zum Leben gehört. Kömmt man zu ihrer Karthause in der großen Gebirgeinöde hinter Grenoble, sieht man sie hier in ihren Kutten schweigend die jungen Stiere ins Joch spannen, dort schweigend aus der Erde die Kräuter und Wurzeln graben, aus welchen sie ihre gebrannten Wässer bereiten. Sie sind dabei Zimmerleute, Wagner und Maurer, sie mühn sich, sie haben Zwecke, sie arbeiten, und Arbeiten und Wirken ist Leben, Werke sind Leben und machen erst den Menschen zum Menschen. Auch alle Frauenorden stehen zum Leben in einer gewissen Beziehung. Diese haben den Unterricht von Kindern, jene die Pflege von Kranken übernommen. Nur in diesem Orden allein ist jede Thätigkeit verpönt, das einzige Geschäft: Gebet.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß der Mensch unter solchen Verhältnissen noch sündigen, oder sich der Sünde anklagen könne: dennoch muß es möglich sein. Diese Nonnen beichten und communiciren allwöchentlich. Auch der Beichtvater darf nicht in ihre Clausur treten und ihr Gesicht unverschleiert sehn, die Beichte findet durchs Gitter statt. Was ihre Art, die Communion zu nehmen betrifft, so hat sie auf Jemanden, der sie gesehn, einen eigenthümlichen Eindruck gemacht. In einem sehr eng vergitterten Fenster, hinter welchem sich die Nonnen in einer Reihe aufstellen, ist ein kurzer, zwei Finger breiter Schieber angebracht. An diesen Schieber tritt Eine nach der Andern, hebt den Schleier ein wenig und empfängt die Hostie mit den vorgestreckten Lippen. Diese immer wieder an der Oeffnung erscheinenden Lippen im Dämmerlicht des Morgens, beim Schein mattbrennender Kerzen sollen ein seltsamer Anblick sein.

Wir zogen das Glöcklein an der Thüre und warteten lange. Endlich erschien eine Dienerin, keine Nonne natürlich, der wir unseren Wunsch, zur ungewöhnlichen Stunde die Kirche zu sehen,

mittheilen konnten. Es lag uns besonders daran die gottselige Mutter Electa zu sehen, die mit Stücken ihres Habits fortwährend Wunder wirkt.

Die Kirche ist klein, niedrig, weißgetüncht, fast ohne Bild, und von größter Einfachheit. In der Höhe ist ein eng vergitterter Chor, hinter welchem die Nonnen dem Gottesdienste beiwohnen. Links vom Hauptaltar sieht man eine Art Loge wie eine kleine Verkaufsbude, mit Glasfenstern und einem doppelten Gitter. Sonst sind Vorhänge davor; diese sind jetzt, der Besucher wegen emporgezogen und man sieht die Mutter Electa. Ihr Gesicht, das ganz schwarz, wie das einer Mumie, ist noch im Tode von einem groben schwarzen Schleier verhüllt, sie hat einen Kranz von weißen Rosen auf der Stirn und trägt einen weißen Mantel. Handschuhe sind über ihre Finger gezogen, ein paar Kränze von künstlichen Blumen, fromme Spenden, liegen zu ihren Füßen, die in gestickten Schuhen stecken. Sie hält eine blühende Rose in der Hand und von dieser geht die Sage, daß sie das ganze Jahr frisch bleibt. Neben oder hinter ihr erblickst Du ganz flüchtig eine Frauengestalt mit einem vier-

eckigen schwarzen Tuch vor dem Gesicht, die die Eintretenden leise mit einem tonlosen „Gegrüßt sei Jesus Christus!“ empfängt — sie ist verschwunden, ehe du noch mit Dir selbst einig bist, ob das wirklich ein lebendes Wesen oder der Schatten, das Doppelbild der Heiligen ist. Es ist die jeweilige Wärterin der gottseligen Mutter, die verschwunden ist, weil sie keinen Mann sehen darf. . .

Man sagt nämlich, daß Tag und Nacht eine Schwester bei der heiligen Mumie wache.

Die Umstände, unter welchen die Mutter Electa in die sitzende Lage, in welcher wir sie finden, gebracht wurde, sind nicht uninteressant; wir geben sie nach der Erzählung der Nonne Cäcilia Theresia, wie diese mit Approbation des Carmeliter-Generals Benignus a Jesu in dem Buche: „Lebensbeschreibung der gottseligen Mutter Mariä Electä,“ Prag 1811, enthalten ist.

Als im Jahre 1668, drei Jahre nach dem Tode der Electa, ihre Truhe geöffnet wurde, spürte man einen starken, aber angenehmen Geruch, wie von unterschiedlichen Blumen. Habit, Mantel und Schleier waren verfault, der Leib aber so vollkommen erhalten, daß man sogar in den Augen das Weiße

vom Schwarzen unterscheiden konnte. Man wusch den Leib mit Wein, Rosmarin und Lavendel; da veränderte er sich vom Lichten ins Dunkle. Um dieses Dunkle wenigstens im Gesicht zu vertreiben, schlug man über diese Theile Tücher, mit Essig angefeuchtet; dies aber hatte gerade eine entgegengesetzte Wirkung: das Dunkle ward ganz braun. Während die Nonnen nun die Leiche wuschen, versuchten sie diese in einen Sessel zu setzen; man brachte einen herbei, es war aber keine Möglichkeit, sie sitzen zu machen; es schien, daß es leichter wäre, die Beine zu brechen, als die Knie zu beugen.

Indessen gab man das Zeichen zum Essen; die Mutter Euphrasia mußte ins Refectorium gehen, „damit die Communität nicht wisse, was geschehe;“ nur drei Schwestern, die namentlich angeführt werden, blieben bei der Leiche. Es kam nun die Schwester Theresia Maria ins Refectorium, und meldete, wie es unmöglich sei, ein Glied des Leichnams zu bewegen; die Priorin sprach: „Euer Liebden gehen hin, und melden der gottseligen Mutter: Ich ließe ihr sagen, sie sei im Leben immer so gehorsam gewesen, sie möge auch jetzt noch nach dem Tode gehorsamen und sich

niedersetzen.“ Die Schwester ging, kniete vor der Heiligen, welche die beiden anderen vor dem Sessel aufgestellt hatten, nieder, und sobald sie die aufgegebene Post ausgerichtet, biegt die Todte die Knie, setzt sich nieder, und seitdem blieben ihre Glieder stets beweglich. Da aber sah es unziemlich aus, daß der Kopf — das Genick war gebrochen — auf die Brust geneigt war. Die Schwester Theresia Maria ging abermals ins Refectorium zurück, und erzählte der Priorin: Die gottselige Mutter habe sich gesetzt, lasse aber den Kopf hängen. Die Priorin gab zur Antwort: „Euer Liebden gehen hin, und sagen der gottseligen Mutter, die sich so schön aus Gehorsam gesetzt: Sie habe ja stets im Leben nach Oben geblickt, sie möge auch noch im Tode zu unserem Troste das Haupt erheben!“ Theresia ging, richtete knieend den Auftrag aus, und alsobald wurde das Haupt so beweglich, daß es sich langsam von selbst emporhob. So ist es geblieben; ein großes Wunder, denn die Spitzen der gebrochenen Wirbelknochen standen nach außen und blieben so. Als im Refectorium das Essen zu Ende, ging die Priorin sammt allen Schwestern

hin, und sie sahen mit Freuden und Verwunderung die Leiche sitzend. . . .

In dieser Stellung blieb die gottselige Mutter bis zum heutigen Tage, unverweslich, das Haupt aufrecht, die Rosenkrone tragend, ein immerwährendes Wunder. Den Leib hat man in Tücher gewickelt, und diese findet man jeden Morgen mit einer Art wohlriechenden Oels angefeuchtet. Auch die kleinsten Stücke davon verrichten in Krankheiten große Dinge, erleichtern Geburten und stellen gelähmte Glieder her. Es ist die einzige Beziehung der Carmeliterinnen zur Außenwelt, daß sie den Gläubigen, welche an das Kirchenfenster, das zum Kloster führt, anklopfen, kleine Stücke dieses geölten Wollstoffs verabreichen.

Einige Gebräuche der Schwestern haben einen eigenthümlich rührenden, melancholischen Charakter. Da sie durchaus persönlich nichts besitzen dürfen, sind sie auch in Bezug auf alles, was ihnen zufällt, im strengsten Sinne des Wortes Communisten. Ein Kuchen z. B. der ihnen zugeschickt wird, wird in so viele Theile getheilt, als Nonnen im Hause sind. Alle insgesammt besitzen ein Bildniß ihres himmlischen Bräutigams

in Silber oder Elfenbein; auf eine Woche gehört dies Bild immer einer der Schwestern. Wenn der Samstagabend herankommt, muß die, die eben das Christusbild besitzt, dieses abgeben, ein Zug, die Priorin an der Spitze, begibt sich in die Zelle, um es abzuholen, und die feierliche Uebertragung in die nächste Zelle geschieht unter Gesängen und Gebeten.

Welch ein seltsamer, dem Jahrhundert fremder Geist der Ascese weht aus diesen Gebräuchen und Lebensordnungen, aus diesen Regeln und Ueberzeugungen, und wie stimmt diese Abkehr, die sich von allem losgesagt hat, was das Leben schön, kräftig, mittheilsam und human macht, zu unserer thätigen und schaffenden Welt von heute! Es ist eben der spanische Klostergeist des Mittelalters, der noch nicht todt ist, wie man oft glaubt, und hie und da fortwirkt! Die heilige Theresia, die verzückte Visionärin war es, die im Barfüßerkloster zu Avila die Mahnung von oben erhielt, den Carmeliterinnenorden in seiner alten Strenge wiederherzustellen, und er ist noch, wie sie ihn schuf!

Als sie starb, verschloß Philipp II. die Handschrift ihrer Ordensregeln in einen prächtigen Schrank des Escurial und nahm den Schlüssel

zu sich; der Geist dieser Regeln aber wurde nicht mit verschlossen, und ging in die Welt, durch Jahrhunderte weiter. . . . Wir verließen sinnend und nachdenklich das kleine Kloster am Hradschin und sprachen noch lange von dem, was wir gesehen. Die Phantasie bevölkert, sobald der Fuß die Schwelle betreten, das kleine Haus mit unendlichem Unglück, mit allen erdenkbaren Tragödien von zerquetschten Herzen. . . . Hat die Phantasie Recht? Die immer wieder auftauchenden Erzählungen von unglaublichen Fluchten aus diesen Klosterräumen scheinen ihr Recht zu geben. Wie gering aber muß man alle Redensarten von der „unaufhaltsam vordringenden Aufklärung“ anschlagen, wenn man bedenkt, daß in unseren Tagen solche Institute noch da sind, noch fortbestehen, sich vielleicht noch vermehren, und wenn man ferner bedenkt, daß sich aufgeklärt nennende Regierungsgewalten es ruhig geschehen ließen, daß unbarmherzige Priesterhände jene, welche von der Last der Klosterbande halb erdrückt, sich freimachen wollten, wieder zurückführten, und sie, um ihres Fluchtversuchs willen, fürderhin mit doppelter Härte straften.

Nachlese zu den Erinnerungen an Heinrich Heine.

I.

Die neue Ausgabe der Heine'schen Werke lenkt die Aufmerksamkeit wieder auf diesen Dichter, und ich sehe zu meiner größten Freude, wie die bisher erschienenen Bände mit dem gleichen alten Behagen gelesen werden, mit dem man dereinst die eben erschienenen Bände der „Reisebilder" und des „Salons" durchkostete. Es war wirklich tief schmerzlich, wie jene Bände Steinmann'scher Publicationen, dies Museum mondkalbähnlicher Nachbildungen, das Andenken an den Dichter zu entstellen drohten. Ich stemmte mich nach Kräften, und wo ich nur konnte, gegen die Annahme, daß jene Dichtungen von Heine herrühren könnten, und meine Argumentation war eine sehr einfache. Ich sagte: Heine hat von jeher seine Papiere, besonders seine Verse, in Ehren gehalten, und be-

hielt Alles, was von ihm noch nicht gedruckt war, in Abschrift bei sich. Wie kommt es nun, daß sich in Heine's wahrem Nachlaß, der bis zur Stunde unedirt bei seiner Wittwe in Paris liegt, kein einziges von jenen Gedichten findet, die in jenen beiden Steinmann'schen Bänden stehen, und umgekehrt: warum bringt uns Herr Steinmann, dem, wie er behauptet, Heine von Zeit zu Zeit, um ihm in seinem langweiligen Münster eine Freude zu machen, Gedichte einschickt, kein einziges von jenen Gedichten, die im Pariser Nachlaß vorhanden? So folgerte ich; freilich fehlte mir noch zu dieser Argumentation der juridische Beweis: die Wittwe verhielt sich gegen die ganze Sache ganz apathisch und gab keine Sylbe einer Erklärung von sich. Erst als mir von einer befreundeten Hand die Pagina der alten „Zeitung für die elegante Welt", vom Jahre 1845, aufgeschlagen wurde, wo Heine selbst gegen Steinmann auftritt, und erklärt, daß er seit achtzehn Jahren mit diesem Herrn in gar keiner Verbindung gestanden, der in seinem Musen-Almanach zwei Gedichte, „Heine in Paris" signirt, bringt, von welchen das erste eine ihm abhanden gekommene Ju-

gendverselei, das andere ihm völlig unbekannt ist — da, erst da hatte ich factische Belege. Mein verehrter Freund Hans von Bülow, der diesen verschollenen Band bei einem Antiquar erstand, um darin eine Autobiographie Richard Wagner's aufzustöbern, hat wirklich durch den Fund dieses anticipirten Protestes — ich weiß keinen besseren Ausdruck — der literarischen Welt einen Dienst erwiesen. Herr Steinmann ist seitdem moralisch todt, und es dürfte ihm schwer werden, unter Allen, welche sich für die Angelegenheit interessiren, auch nur Einen Gläubigen zu finden.

Mit Einem Worte: dieser häßliche Makel am Monumente des Dichters ist wieder rein weggescheuert, und die Welt mag sich an dem, was er wirklich geschaffen, erfreuen. Sie thut es auch in reichlichem Maße und ohne Rückhalt, und wird es noch mehr, bis erst die weiteren Bände erschienen sein werden. Da, in der neuen Gruppirung, wird sich, beiläufig gesagt, auch zeigen, daß die Thätigkeit Heine's keine gar so fragmentarische war, wie die Kritiker zu behaupten belieben, sondern daß vielmehr die scheinbar weit auseinanderliegenden Seiten seiner Thätigkeit doch

zusammengreifen. Es ist ein Bau, der auf den Beschauer den Effect eines malerischen Trümmerwerks übt, von einem melancholischen Reize, modern und dennoch Ruine, etwa wie das Heidelberger Schloß, von Flammen zerfressen und von Epheu umgrünt, mehr ein Ganzes für die Seele und die Einbildungskraft, als für das Auge! Und in der That, Alles, was zum landschaftlichen Reize einer Ruine gehört, findet sich hier: Waldesduft, einsame Blumen, gebrochene Architrave und manches Frauenbild aus Stein, aus dem Moose hervorschauend, von dem wir zu glauben geneigt wären, daß es nur bei Tage so ruhig auf dem Piedestal stehe, bei Nacht aber im Schloßhofe umherwandelt . . . Das Ganze ist weniger berechnet für das Licht des Tages, als für das Abendroth und den Schimmer des Mondes. . . .

Und so ist denn Heinrich Heine heute noch der Gegenstand vielseitiger Theilnahme, und zwar einer Theilnahme höherer Art. Der persönliche Antheil an dem pathologischen Zustand des Dichters drängte eine Zeitlang die literarische Würdigung zurück; dann starb er und lag eine Weile auch für das literarische Andenken im

Grabe. Die jetzige Ausgabe ist eine Auferstehung — und der deutschen Nation treten ja, ihrer alten Angewöhnung nach, die Dichter immer erst dann näher, wenn sie gestorben sind.

Ich merke den Antheil aber auch an den oft wiederkehrenden Aufforderungen Der und Jener, ihnen etwas von der Persönlichkeit, dem Charakter und den einzelnen Zügen des Dichters zu erzählen. Ich verweise dann gewöhnlich auf das Buch meiner „Erinnerungen", das so ziemlich verbreitet ist und das meiste enthält, was ich über den theueren Todten zu sagen weiß; manchmal aber beginne ich in meinem Gedächtnisse Nachlese zu halten und finde dann, daß eine Reihe von kleinen Zügen in diesem Buche fehlt, das allzurasch geschrieben wurde, um Alles zu berücksichtigen und zu umfassen, was ich im vieljährigen Verkehr mit ihm gehört und beobachtet.

Man hat es diesem Buche zum Vorwurfe gemacht, daß darin das Anekdotische vorherrsche. Heute noch, eben da ich dies schreibe, fällt mir ein alter Brief der Revue des deux Mondes in die Hand, in welchem sie die Uebersetzung des

Buches, die ihr von einer befreundeten Feder angeboten wurde, zurückweist, weil die „Erinnerungen“ statt einer eingehenden „Appreciation“ einen Haufen kleiner, zum Theil geringfügiger Anekdoten enthielten. An der Abweisung selbst ist nichts gelegen, statt einer Uebersetzung folgten bald darauf zwei — was aber die Fülle kleiner Anekdoten anbelangt, so kann ich sie nimmermehr für ein Gebrechen ansehen. Noch nach achthundert Jahren wird man im Stande sein, die eingehendsten literarischen „Appreciationen“ des Dichters zu liefern, mit diesen hat es gar keine Noth; aber einzig die Zeitgenossen und zwar die wenigen unter ihnen, die mit dem Dichter zusammengelebt, erfreuen sich des Privilegiums, Anekdoten bringen zu können. Auch ist wahrlich die Anekdote ein Ding, das nicht so zu verachten. Wie der Physiolog am einzelnen Wirbel den ganzen Organismus darlegt, so legt an der Anekdote der Biograph den ganzen inneren Menschen dar, und ich halte es für die einzig richtige Form der Biographie, an dem fortlaufenden Vorweis der Anekdote den Menschen zu construiren.

So sei denn hier dem Leser, gleichsam als

Ergänzung meines Buches, eine Reihe kleiner Züge geboten, die vielleicht dazu beitragen, Heine's Bild von der oder jener Seite klarer zu beleuchten. Dies Bild, mit welchen Farben wird es noch gemalt! Nicht nur, daß er als ein Harlekin auf dem Siechenbett, der abwechselnd zur Pritsche und zum Rosenkranz greift, geschildert wird, er wird als ein Wüstling uns hingestellt, der allmälig bis zur Entnervung herabsank, und das Leiden, dem er erlag, wird von moralisirenden Federn immer und immer als die gerechte Nemesis des verworfensten Lebens gekennzeichnet. Armer Heine! Ein Leiden, das ihn ebenso gut hätte treffen können, wenn er als der ehrsamste Kleinbürger in der ehrsamsten deutschen Stadt gelebt, mußte kommen, um seinen Renommagen von tollem Liebesglück, den Fanfaronaden der Laune, den Anschein der Wahrheit zu geben! Mir selbst sagte er eines Tages: „Glauben Sie mir, ich habe moralischer gelebt, als die meisten der Menschen, die mich fortwährend der Unmoralität zeihen. Nie, im ganzen Leben nie, habe ich eine Unschuld verführt oder eine Ehefrau zur Untreue verleitet! Ist das nicht sehr merkwürdig? Können

viele Menschen dasselbe von sich sagen? Wird mir es jemand glauben? Es ist doch so." Und nach seiner Art, den ernstesten Ton in den spöttischen umschlagen zu lassen, fügte er hinzu: „Ja, ich habe mir am Abend meines Lebens keine Vorwürfe zu machen. Ich habe nie ein Mädchen verführt und nie eines verlassen. Ich war nie der erste Liebhaber und nie der letzte!"

An den Vorwurf der Immoralität schließt sich der des Unpatriotismus.

Sieht man an einem Exempel wie Heine, wie schwer dem Schriftsteller das Leben gemacht wird, der ein Auge für die Schwächen und Gebrechen seiner Nation behält und den Muth hat, ihr zu Zeiten die Wahrheit zu sagen, dann möchte man beinahe nur jene Autoren für klug halten, die ihrer Nation mit allen ihren Vorurtheilen schmeicheln und in ihr alle Tugenden vereinigt sehen, sogar diejenigen, die einander widersprechen und sich gegenseitig ausschließen. Was aber bleibt dann, fragt man wol, für den satyrischen Dichter übrig? Nun, der brauche seine Geißel nie zu Hause, immer nur nach außen! Diese Weisheit befolgen, wird ihm nebenbei noch den Vortheil

bieten, daß er nie in Collision mit den einheimischen Preßgesetzen geräth.

Es ist wahr, Heine lachte oft über die Deutschen. Das so weitverbreitete Schildathum, das sich hinter seinen hohen Kothwällen so sicher und behaglich fühlt; die Temperamentlosigkeit, die sich für sittliche Ueberlegenheit ausgibt; der Pedantismus, der sich zum Schullehrer der Nationen aufwerfen möchte; der Glaube, mit den Ideen die Welt zu beherrschen, während man sich von gar so kleinen Despoten duckt, waren oft der Gegenstand seines heißesten Grimms und seiner wildesten Spöttereien, und seltsam schmolz dann der Zorn seines Angriffs mit dem Heimweh zusammen, das ihn — trotz alledem und alledem — immer ergriff, wenn von Deutschland die Rede war.

Eines Abends war das Gespräch auf die kleinen deutschen Höfe und zuletzt auf jenen phantastischen Souverän eines kleinen Ländchens im mitteldeutschen Waldgebiet gekommen, der damals eben durch die wundersame Stylistik seiner höchstselbst verfaßten Regierungs-Erlässe für die Erheiterung und das Ergötzen eines lachlustigen Publicums sorgte. Es wurde erzählt, der Monarch besitze

einen einzigen Minister, welcher jedoch in sich ein ganzes und vollständiges Ministerium darstelle. An den Wochentagen, an welchen der Fürst die Staatsgeschäfte vornehme, erscheine zuerst der Minister des Innern, ein einfacher, glatter, geschmeidiger, leutseliger Mann, im einfachen schwarzen Frack, die Brust mit dem Großkreuze des Wildschweinkopf-Ordens geziert, bringe zuerst seine Angelegenheiten zur Sprache, möge es sich nun um die Einführung eines Nachtwächters für den Umfang der .... Staaten, oder um die Anschaffung eines Oxhofts Wein für den höchsten Keller handeln. Seien seine Geschäfte beendigt, werde er in Gnaden entlassen, und eine kleine Pause trete ein, bis der Minister des Krieges erscheine, eine straffe, derbe, militärische Natur, in Uniform, mit Epaulettes und rasselndem Säbel, um etwa einen Antrag über neue Adjustirung der vier fürstlichen Hofhusaren einzubringen. Diese martialische Erscheinung mache, wofern es nöthig, bald wieder dem bescheidenen Minister des Cultus, oder dem biederen Minister des Ackerbaues Platz, und immer wieder sei es derselbe Staatsmann, der in verschiedenen Chargen und ver-

schiedenen Toiletten und wohlgemerkt auch mit veränderter Mimik erscheine.

„An demselben Hofe," setzte Jemand hinzu, „figuriren auch bei den Hoffesten künstliche Hofdamen. Es sind Wachsfiguren, in Lebensgröße und sehr elegant gekleidet, welche bei großer Cour, wenn fremde Gäste zugegen, an der Seite der Landesmutter Posto fassen. Eine ganz vortreffliche Erfindung! Einer lebendigen Obersthofmeisterin müßte man wenigstens tausend Thaler Gage auswerfen; diese Automaten aber, selbst die schönsten, kommen bedeutend wohlfeiler, sie altern nicht, werden nicht merkbar häßlicher, kriegen auch nie unversehens ein Kind, und da sie in der Regel verschiedene Bewegungen ausführen können, welche alle vorschriftsmäßig sind und nie gegen die Etiquette verstoßen, so leisten sie gerade dieselben Dienste, wie die Lebendigen."

Ein anwesender Franzose, von diesen tollen Erfindungen verblüfft, wußte nicht mehr, ob man die Wahrheit rede, oder Witze mache, er traute den Deutschen die unerhörtesten Dinge zu, und Heine, sich an seiner Ungewißheit weidend, setzte die Erzählung fort:

„Die Sache ist authentisch,“ sagte er, „ich kenne selbst einen jungen Engländer, der einer Cour am ..... Hofe beiwohnte und sich bei dieser Gelegenheit in eine dieser Wachshofdamen verliebte. Er war von der Unterhaltung mit ihr so befriedigt, wie mit der der besterzogensten Lady. Er bestand mit Ungestüm darauf, ihrem Vater vorgestellt zu werden und brachte dadurch den Hofmarschall in die ärgste Verlegenheit. Armer Murray! Er verlor beinahe den Verstand, als ihm klar ward, daß er einen Automaten geliebt, und er mußte mehrere Jahre lang in Italien reisen, um sich von seinem Kummer zu erholen. Indeß — so schön jene Hofdame auch sein mochte, derselbe Künstler, der sie verfertigt — ich habe leider seinen Namen vergessen — hatte in einem andern Automaten sein Meisterwerk geliefert. Es stellte einen Kammerherrn vor, der eigens für das Privatvergnügen des Souveräns bestimmt war. Gab man diesem einen Stoß in den H......, so verbeugte er sich und ein liebliches, ein geradezu unnachahmliches Lächeln verklärte dabei sein ganzes Gesicht. Es war wirklich ein Triumph der Mechanik! Zu ganzen Stunden konnte sich

der Landesvater mit dieser Pagode belustigen. Leider verführte ihn die Freude an diesem Ideal eines Hofmannes zu immer stärkeren Experimenten .... Bei einem dieser Stöße muß eine Feder gesprungen sein. Das Gesicht des Kammerherrn zeigte plötzlich die verzweifelten Mienen eines in Ungnade-Gefallenen! Das Uhrwerk war verdorben — von diesem Augenblicke stellte sich das Lächeln nie mehr ein, und das Antlitz zeigte, sobald der Automat auf die vorher beschriebene Art gekitzelt wurde, die schmerzlichsten Convulsionen ..... Der Souverän war untröstlich, wol nie hat ein Fürst um das gestörte Wohlbefinden eines Günstlings aufrichtiger getrauert."..

In dieser Art konnte sich Heine über deutsche Dinge und Verhältnisse lustig machen; kam dann aber ein Hilfsbedürftiger zu ihm, der ihn deutsch ansprach, so that sich seine Börse gewiß doppelt weit auf. Oft und oft war dieser Appell an die liebe Landsmannschaft arg belohnt worden, aber immer wieder siegte das Vaterlandsgefühl, kein blos geheucheltes, geschriebenes, aber ein lebendiges, opferbereites. Er selbst, als er die oben erwähnte tolle Anekdote erzählt, war gleich dabei,

den Eindruck vor dem Fremden wieder zu verwischen, und er war der Erste, der das Wort ergriff.

„Ja," sagte er, „so ist der Deutsche! Mag er einen Fürsten haben, der noch so lächerlich oder noch so verächtlich, noch dazu einen, der ihm seine Rechte schmälert, ihn schikanirt und auf allen Wegen ärgert — er wird ihn dulden und ihn entschuldigen, und sich selbst vor allen Völkern lächerlich machen aus Herzensgüte. Er wird sagen: ja, in der That, der regierende Herr ist eine kalte, widrige, abstoßende Persönlichkeit, voll Dünkel, voll kalten Hochmuths, eine Plage des Landes, ein Hinderniß der deutschen Einigung. Aber man muß ihn entschuldigen, er ist noch jung, vielleicht wird er besser, bis er die Welt besser kennt! Sein Vater war ein vortrefflicher Herr und vollends die Mutter! Sollten wir den Sohn aus dem Schlosse vertreiben wollen, wo diese unvergeßliche Frau gelebt? Nein, das hieße gar zu undankbar gegen ihr Gedächtniß sein! So wird der Deutsche alle möglichen und erdenkbaren Entschuldigungsgründe hervorsuchen, um nicht ungerecht werden zu müssen, und das Schlimmste,

was man ihm zur Last legen kann, hat seine Ursache in seinem von Natur aus gütigen und grundfreundlichen Gemüthe" . . . .

So unser Dichter; kann man noch behaupten, daß er nicht auf seine Weise für sein Vaterland gefühlt? Aber er war der Mischling aller Widersprüche und Gegensätze: grausam und gutmüthig, sanft und herb, sentimental und spöttisch. Er sah fortwährend die Dinge von ihren beiden Seiten und konnte nicht davon ablassen, sie umzukehren und umzudrehen. Er war in einer Person der arme Yorik, der Schalksnarr, ein „Bursche von den vortrefflichsten Einfällen", und der Hamlet, der mit dem Schädel des armen Yorik spielte.

II.

Die Geister des Spottes kamen über Heine, so oft er die Feder ergriff; das Bereich seines Talents war die Satyre. Es gibt Leute, welche das Talent haben, gemüthlich zu schreiben, im Leben aber die frostigsten Egoisten sind. Sie malen mit Vorliebe und Beruf Scenen idyllischer Häuslichkeit, leben aber mit ihrer Frau und den Kindern in ewigem Unfrieden; sie schildern in ihren

Büchern mit Virtuosität edle Uneigennützigkeit und christlich milde Gesinnung, während sie im Leben gern auf eine übertriebene Rentabilität ihrer Kapitalien Bedacht nehmen und überfließen von Versöhnung und Humanität, während sie in ihren persönlichen Beziehungen sich als schroffe, harte und kalte Naturen zu erkennen geben. Sie haben ihr Gemüth für die Druckerei. Im Gegensatze zu diesen gibt es Menschen, die keinen in ihnen auftauchenden Witz verschweigen, weil sie von ihrem Talent wie von einem Kobold besessen sind, welche in der Schrift bissig, aggressiv, pessimistisch, verletzend sind, dafür aber im Verkehr des Lebens ein liebefähiges Herz haben. Zu diesen letzten gehörte Heine, wenn ich gleich nicht in Abrede stellen mag, daß er für Beleidigungen, die ihm angethan worden waren, ein beinahe unversöhnliches Gemüth besaß, und von einem grimmigen Gefühl des Neides und des Unwillens erfaßt werden konnte, wenn er ein tief unter sich stehendes Talent in den Vordergrund gerückt, gefeiert und gekrönt sah.

Noch erinnere ich mich deutlich, wie eine Notiz in einem Zeitungsblatte Heine in große Aufregung

versetzte. Im Winter 1847, dem letzten Jahre der Julimonarchie, reichte ein unglücklicher, verarmter und noch dazu brustkranker Musiker, wenn ich nicht irre, Gallien genannt, eine Bittschrift ein, worin er den König ersuchte, im Treibhaus des Luxembourg auf einem Orangerietopfe, wo der Pomeranzenbaum eben eingegangen sei, wohnen zu dürfen. So werde er wenigstens ein ruhiges, warmes Obdach haben und im Stande sein, die Partitur einer Oper zu beendigen, nach deren Verkauf er das Treibhaus wieder zu verlassen gedenke. Heine kannte diesen phantastischen Bittsteller, aber er war ihm seit Jahren aus den Augen gekommen. Er hatte kaum von seiner Noth gehört, als er sich, trotz seiner damals bereits sehr schwachen Gesundheit aufmachte, und den Unglücklichen in seiner hohen, windigen Dachkammer aufsuchte. Er traf ihn im Bette, auf einem mit Noten bedeckten Lager, pfeifend und schreibend.

„Gallien," redete er den Kranken an, „Sie haben eine wunderliche Bittschrift eingebracht."

„Scheint sie Ihnen so thöricht?" fragte der Musiker. „Sehen Sie sich diese Dachstube an, in die der Wind durch alle Löcher pfeift, dieses

elende Lager, und sagen Sie selbst, ob ich es nicht auf dem Orangerietopfe besser hätte?"

„Aber Sie sind nun einmal kein Pomeranzenbaum" —

„Wohl; nicht einmal ein Holzäpfelbaum. Folgt aber daraus, daß ich eingehen soll? Ich frage Sie: Bin ich ein Talent?"

„Sie wissen, wie sehr mir von jeher Ihre Lieder gefallen haben!"

„Nun, dann verdiene ich's auch, daß man mir zum mindesten ein wenig warme Luft nicht mißgönnt. Meinen Sie nicht, daß der Aufenthalt im Treibhaus mir eine Reise nach Italien oder Nizza ersetzen könnte? Ich verspreche, daß meine Oper gut wird, wenn mir die Regierung dies Asyl sichert!"

„Auch mir," erwiederte Heine, der nachdenklich geworden war, „würde eine Reise nach Italien wohl thun — wir sind beide krank! Aber ich könnte nicht allein hinreisen, und das wäre eine theuere, unerschwingliche Sache! Ich will sehen, ob ich Sie statt meiner nach Italien senden kann. Leben Sie wohl, Sie sollen, falls meine Bemühungen gelingen, bald von mir hören!"

Er stieg die drei Treppen wieder herab, und fuhr zu Thiers, um den noch immer mächtigen Staatsmann für den armen Musiker zu interessiren. Aber Heine selbst war nicht mehr jener einflußreiche Journalist, dem man in früheren Jahren eines Artikels wegen jede Gefälligkeit gethan hätte. Sein Fürwort wurde nicht weiter beachtet, und Gallien's Bittschrift als völlig unvernünftig und unerfüllbar beiseite gelegt. Der arme junge Mann erlag im Frühjahre seinen Leiden, und Heine, der es auch an Geldunterstützungen nicht hatte fehlen lassen, war abermals einer der Wenigen, die ihn zu seiner letzten Ruhestätte begleiteten.

Und vor diesem Menschen, der eines so regen Mitgefühls fähig war, fürchteten sich Viele, wie vor dem bösartigsten der Sterblichen! Freilich, unter gewissen Verhältnissen war er wieder tückisch, falsch, verschlagen, gefährlich. Er konnte von Leuten, die ihm seltsam oder barock vorkamen, wenn's ihm gefiel, die schlimmsten Carricaturen zeichnen, wußte Witzworte zu erfinden, die wie Scheidewasser brannten, ja er konnte, wie ein schadenfroher Gamin, völlig harmlosen Persönlichkeiten aus bloßem Spaß an der Sache Anek-

doten, Epitheta, Calembourgs, kurz allerlei Fuchsschwänze anhängen, die ihnen fürs Leben eine unzerstörbare Lächerlichkeit verschafften.

Auch da, wo Schönheit ihn entzückte, oder ein wirkliches Wohlwollen ihn erfüllte, konnte er spotten, kratzen, verletzen, wenn ein toller Einfall ihn überkam. Die schöne Blondine, Gräfin Kalergi, die damals im Hotel Wagram in der Rue de la Paix wohnte, war eine vieljährige Freundin Heine's gewesen. Eines Tages hatte Theophil Gautier ein wunderliches Gedicht: „La Symphonie blanche“ auf die Gräfin gemacht, und es kam Heine in den Sinn, dies Poëm seines Freundes durch ein noch tolleres zu überbieten. Er erfand die Ballade vom weißen Elephanten des Königs von Siam, der in Melancholie verfällt, weil ihm von einem Frauenbild geträumt, das so schneeig weiß, wie er selber ..... So entstand eine equivoque Huldigung, von der ich zweifle, ob die schöne Gräfin sie mit besonderem Vergnügen entgegengenommen.

Er konnte lange und sorgfältig einen Pfeil gegen Jemand schärfen, und wenn er ihn abgeschossen hatte, aufs Innigste bedauern, daß er

ihn verwundet habe. Oft hörte ich, wie er — freilich wieder auf seine Art — seine Angriffe auf Platen bedauerte. „Platen," sagte er dann, „wäre sicherlich ein großer Dichter geworden, wenn er nur mehr Poesie und Gedanken gehabt hätte! Er hatte ja alles, was zum Dichter gehört, den Hochmuth, die Reizbarkeit, die Armuth, die Schulden, die Kenntnisse, alles — eben mit Ausnahme der Poesie! An Verständniß der Metrik hat ihn niemand übertroffen, es fehlten nur eben die Gedanken und Gefühle, die mit dieser Verskunst zu bekleiden waren. Er hatte die poetische Kochkunst gründlich erlernt, — ihm fehlte nur der Braten und das Feuer. Aber daraus geht noch nicht hervor, daß er solche Angriffe verdiente, wie ich sie ihm zukommen ließ. Ich wollte, ich hätte die Capitel aus den Bädern von Lucca nie in die Welt hinaus gesendet!" . . . . . .

Als Heine das Gedicht von den beiden Polen Krapulinski und Waschlapsky geschrieben, sah ich, was ein Mensch in Zweifel ist. Einmal wollte er es drucken lassen, ein anderesmal zurücklegen; bald stellte er es in die Sammlung, bald warf er es wieder heraus, bald gefiel es ihm, bald verurtheilte er es aufs herbste. End-

lich schickte er es doch ab, doch der Manuscriptsendung folgte auf dem Fuße ein Brief nach, der es zurückverlangte. Es war zu spät; die beiden „edlen Polen“ erschienen und Heine war wieder unglücklich darüber. So kämpften stets zwei Mächte in ihm; das bösartige, dämonische Element in ihm verwundete, das andere nahm sich die Wunden zu Gemüthe. . . . .

Man hat Heine oft mit dem Aristophanes verglichen. Ich weiß eigentlich nicht, was es mit diesem Vergleiche soll, und halte ihn für eine der Platituden, die so oft aus einem Munde in den anderen übergehen. Aristophanes, ein verbissener und verbitterter Reactionär, ein eifriger Parteigänger der alten Zeit, die ihm als die alleinseligmachende erschien, bekämpfte jeden Vertreter einer Neuerung mit einer geifernden Wildheit und in einer Weise, die mit der Art, Sprache und Weise der modernen, ultramontanen Zeloten einige Aehnlichkeit hat. Nun geschieht es aber, daß die Weltgeschichte allen Jenen, die Aristophanes angegriffen, dem Sokrates, dem Euripides, Recht gegeben, und daß wir somit an seiner Polemik gar wenig Antheil nehmen kön-

nen. So bleibt nur eine Sammlung von Zoten und Schamlosigkeiten übrig, welche von den Philologen, die im übrigen so große Moralisten sind, gerne commentirt werden, dem gewöhnlichen Leser aber ein höchst mittelmäßiges Vergnügen bereiten. Weder seinem Naturell nach, das der Freiheit und dem Fortschritt zugethan, noch seinem Gemüth nach, das eigentlich weich und kindlich, war somit Heine dem Aristophanes zu vergleichen; nur in Einem Punkte war er ihm ähnlich: in der Kühnheit des Angriffs! Ich muß oft daran denken, mit welchen politischen, eigentlich unpolitischen Liedern, er, wenn er noch länger gelebt, die deutsche Entwickelung seit den letzten zehn Jahren begleitet hätte! Lebte er heute noch, er hätte sichs gewiß nicht nehmen lassen, z. B. ein Gedicht zur Feier der Krönung in Königsberg zu verfassen, wenn auch in einem anderen Styl als Friedrich Hebbel — es wäre vermuthlich eine mephistophelische Huldigung geworden! Wie vor Jahren in Warschau böswillige Menschen die Ankunft des Kaisers von Rußland mit der Entkorkung von Stinkgasflaschen feierten, so liebte es auch Heine zu Zeiten, bei großen

Huldigungsfeierlichkeiten vor der versammelten Menge ein wahres Brillantfeuerwerk von Mißgerüchen zu entwickeln und sich dadurch seiner dämonischen Natur treu zu zeigen. Mögen die Mächtigen sich freuen, daß dieser Störenfried populärer Feste nicht mehr unter den Lebendigen!

III.

Im letzten Jahre seines Lebens war Heine mit einem phantastischen, abenteuerlichen aber begabten Mädchen bekannt geworden, das aus literarischem Interesse sich bei ihm eingeführt hatte und bald darauf täglich in seinem Krankenzimmer erschien, ohne daß es von der Frau des Dichters besonders beachtet wurde; die Eifersucht hatte aus begreiflichen Gründen aufgehört. Heine gewöhnte sich an ihr heiteres Geplauder, das ihm den Cancan von Paris in angenehmer Form entgegenbrachte; sie ward ihm allmälig unentbehrlich, und es schien, als ob ihn am Vorabend seines Scheidens aus der Welt eine tiefe und verzehrende Liebe erfassen solle. Margot weihte ihm die Sorgfalt einer Krankenpflegerin, sie ward sein Secretär und

Kopist; er, auf seinem einsamen Lager von den Freunden von ehemals verlassen und vergessen, weihte ihr eine unendliche Dankbarkeit. Frägt man mich, wer die „Mouche“ — so nannte sie Heine — eigentlich war, so muß ich gestehen, daß ich es nicht weiß, obwohl ich mit ihr, Jahre vor ihrer Bekanntschaft mit Heine, bekannt und — hony soit qui mal y pense — befreundet gewesen bin. Ich war nämlich — schon im Jahre 1847 — einmal auf der Rückreise von Havre im Coupé der Eisenbahn mit einer jungen Dame zusammengetroffen, die allein reiste, hübsch, heiter und beinahe burschikos lustig war, wie man sich etwa Bettina von Arnim in jungen Jahren denkt, und die sich trotz ihrer durchaus französischen Art und Tournüre als eine Deutsche entpuppte, die als ganz junges Mädchen nach Paris gekommen. Wir wurden Freunde und gute Cameraden, trotzdem ich ihren wahren Namen, ihre Wohnung und ihre eigentliche sociale Stellung niemals erfuhr; sie kam meinetwegen an bestimmten Tagen aus ihrem entfernten Stadtviertel ins Quartier Latin herüber; wir trafen uns meist im Luxembourg-Garten; sie nahm auch meine Begleitung

für kleine Ausflüge in die Pariser Belustigungsorte an. In die Heimath zurückgekehrt, dachte ich noch oft an sie, wie an ein wunderliches Räthsel zurück. Welchen Grund, fragte ich mich, hatte wohl Margot, mir ihren wahren Namen, ihren Stand und ihre Wohnung so hartnäckig zu verheimlichen? Was führte sie überhaupt mir zu? War es der Wunsch, trotz ihres offenbar höheren Standes zu Stunden das Leben einer Studentin, einer Grisette des Quartier Latin anzusehen und mitzumachen? Aber sie sollte mich später noch ärger verblüffen. Zwei Jahre nachher, als ich eines schönen Sommertages in London, kurz vor der Essenszeit, in Regentstreet flanirte, begegneten mir zwei Damen, von denen ich die jüngere auf den ersten Blick als Margot erkannte. Ich zog den Hut und redete sie an. — Sie behauptete, mich nicht zu kennen. Ich erlaubte mir auf die Begegnungen im Luxembourg und auf die Abende im Chateau-Rouge anzuspielen — sie zuckte die Achseln und entließ mich mit einem frostigen Gruße. Jahre vergingen, sechs volle Jahre, das Bild meiner lustigen Freundin erblaßte allmälig in meiner Erinnerung, da erhielt ich eines Tages

einen Brief, der in deutscher Uebersetzung ungefähr so lautete:

„Da wär ich denn wieder in Paris nach fünf Jahren, die durch Reisen, Kämpfe und Leiden aller Art ausgefüllt waren. Doch lassen wir die Vergangenheit, ich will nur wissen, ob Sie Jener noch manchmal gedenken, die zuletzt in London Sie und ihre Bekanntschaft mit Ihnen so hartnäckig verleugnete — verleugnen mußte.

„Ich muß Ihnen erzählen, was mir heute geschah. Ich hatte in der Nähe des Luxembourg zu thun. Als ich meine Gänge beendigt, trat ich in den Garten, den ich seit den Tagen, wo wir dort zusammen gegangen, nicht wieder betreten hatte. Er schien mir abscheulich steif, zopfig und traurig. Ich weiß nicht, welches Gefühl mich antrieb, die Wohnung wiederzusehen, in der Sie gewohnt — kurz, ich wollte wissen, ob in diesem sich ewig verändernden Paris die Cour du commerce nicht auch, wie so viel andere Dinge, verschwunden sei. Nein, das Hotel Britannique war noch immer da, und dort, hinter den Scheiben, an derselben Stelle wie sonst, saß noch die Wirthin, die Engländerin mit der lan-

gen, scharfen, rothen Nase, die mich immer, wenn ich Sie besuchte, mit einem so strengen Gesichte anzusehen pflegte ..... Ich gestehe, es fiel mir ein: wenn jetzt ein alter, abgebrauchter Roman-Effect eintreten könnte! Wenn Sie in diesem Augenblicke aus dem Hause hervorträten! Que voulez vous! Les femmes sont si stupides!

„Doch — das alles gehört nicht hierher! Vor vierzehn Tagen haben wir Heine begraben! Sie wie ich haben durch diesen Tod einen unersetzlichen Verlust erlitten. Ich lernte ihn in den ersten Tagen meiner Rückkehr nach Paris kennen, und saß seitdem viel hundert und hundert Stunden an seinem Krankenbett. Wenn Sie jemals wieder nach Paris kommen, so besuchen Sie mich; ich habe Ihnen viel von ihm zu erzählen und will Ihnen auch manches Blatt von seiner Hand zeigen, das Sie interessiren wird .... Adieu!“

Ich kam in der That bald nach Paris und betrat da zum erstenmale die Wohnung meiner räthselhaften Freundin, die sich derzeit Madame K ..... nannte. Sie führte mich in ein elegantes Bou-

doir und eröffnete eine Cassette, welche ausschließlich mit Briefen von Heine's Hand gefüllt war. Es waren lauter Zettel; Grüße, Klagen, Einladungen und Bitten, zu ihm zu kommen; kleine Liebesbriefchen, von einem, oft verzweiflungsvollen Hauche durchweht. Ich erhielt die Erlaubniß, einige dieser Billette abzuschreiben und habe sie in meinem Buche über Heine mitgetheilt; ebenso ein großes Poëm, vielleicht Heine's letzte poetische Arbeit. Zwei kleine Lieder sind noch unter meinen Papieren geblieben; das erste davon lautet:

Dich fesselt mein Gedankenbann,
Und was ich dachte, was ich sann,
Das mußt Du denken, mußt Du sinnen —
Du kannst nicht meinem Geist entrinnen.

Stets weht Dich an sein wilder Hauch,
Und wo Du bist, da ist er auch;
Du bist sogar im Bett' nicht sicher
Vor seinem Kusse und Gekicher!

Mein Leib liegt todt im Grab, jedoch
Mein Geist, der ist lebendig noch,
Er wohnt gleich einem Hauskobolde
In Deinem Herzchen, meine Holde!

Vergönn' das traute Nestchen ihm,
Du wirst nicht los das Ungestüm,
Und flöhest Du bis China, Japan —
Du wirst nicht los den armen Schnapphahn!

Denn überall, wohin Du reis'st,
Sitzt ja im Herzen Dir mein Geist,
Und denken mußt Du, was ich sann —
Dich fesselt mein Gedankenbann!

Ein anderes Gedicht, seiner Freundin am Abend eines Tages zugeschickt, wo er sie vergeblich erwartet, mag ebenfalls hier seinen kleinen Platz finden:

Laß' mich mit glüh'nden Zangen kneipen,
Lass' grausam schinden mein Gesicht,
Lass' mich mit Ruthen peitschen, stäupen —
Nur warten, warten lass' mich nicht!

Lass' mit Torturen aller Arten
Verrenken, brechen mein Gebein,
Doch lass' mich nicht vergebens warten,
Denn Warten ist die schlimmste Pein!

Den ganzen Nachmittag bis Sechse
Hab' gestern ich umsonst geharrt —
Umsonst; Du kamst nicht, kleine Hexe,
So daß ich fast wahnsinnig ward.

Die Ungeduld hielt mich umringelt
Wie Schlangen; — jeden Augenblick
Fuhr ich empor, wenn man geklingelt,
Doch kamst Du nicht — ich sank zurück!

Du kamest nicht — ich rase, schnaube,
Und Satanas raunt mir in's Ohr:
Die Lotosblume, wie ich glaube,
Moquirt sich Deiner, alter Thor!

Eigenthümlich ward mir zu Muthe, als ich die Blätter von der Hand des kurz zuvor Dahingeschiedenen sah, sämmtlich mit Bleistift geschrieben, in großen Zügen — er sah mit seinen halberblindeten Augen kaum mehr, was er schrieb — und meine Rührung wuchs, als mir die Mouche aus der Cassette ein Buch hervorlangte, das ihr Heine geschenkt und mit einigen Widmungsworten versehen hatte. Die Geschichte des Pfarrers von Grafenried*) mein erster Roman, und eigentlich mein Liebling, war eines der letzten Bücher gewesen, die Heine gelesen, und, wie es scheint, mit Theilnahme gelesen. Vielleicht interessirte es ihn, darin auch eine groteske Persönlichkeit

*) „Zwischen Fürst und Volk". Leipzig. Grunow.

wiederzufinden, die er gar wohl kannte. Dem Communisten und rothen Republikaner, der in diesem Roman eine Hauptrolle spielt, war vor Jahren, da er als Flüchtling in Paris lebte, die Aufgabe zugetheilt gewesen, Frau Mathilde im Deutschen zu unterrichten ... Dabei hatte es sich aber gezeigt, daß sie zur Erlernung der Sprache Schiller's und Goethe's völlig unfähig sei. Sie hatte es nach einem halbjährigen Studium kaum dahin gebracht, einen deutschen Satz auszusprechen. „Nehmen Sie Platz!" war die eingelernte Formel, mit welcher sie Landsleuten ihres Gemahl einen Fauteuil anzuweisen pflegte, worauf sie ob der gelungenen Anstrengung und der Schwierigkeit der Sache jedesmal in ein herzliches Lachen ausbrach...

In den letzten Lebens- und Leidensjahren hatte den Dichter, der sonst so lässig, gewissermaßen ein poetischer Flaneur war, und nur in den Stunden schrieb, die er dem Plaisir und der Zerstreuung abgewann, ein fieberhafter Productionseifer erfaßt; er pflegte zu sagen, daß er das Doppelte und Dreifache an Werken würde hinterlassen können, wenn er sonst mit hellen Augen so

fleißig gewesen wäre, wie jetzt mit blinden. Nicht nur, daß er die Artikel, die in der Lutetia vereinigt sind, revidirte und erweiterte, die „Götter im Exil", die „Geständnisse" und Manches dieser Art schrieb und an seinen Memoiren, die jedenfalls sehr bedeutend sein werden, arbeitete: er trug sich noch mit der Idee, einen mehrbändigen Roman zu schreiben. Inhalt desselben sollte — charakteristisch genug — die Geschichte der Gräfin Kosel sein. Nicht nur die Scenen des üppigen Hoflebens mochten ihn zur Schilderung reizen, auf seine Phantasie wirkte besonders das Ende der Gräfin, die wie bekannt, in ihrer Gefangenschaft auf dem Schlosse Stolpe eine Hinneigung zum Judenthume fühlte, und dort, ähnlich wie Lady Esther Stanhope in der Wüstenei des Libanon, talmudische Weisheit zu studiren begann. So traten die zurückgedrängten Mächte des Glaubens, die Erinnerungen seiner Kindheit und seines Knabenalters am Abend seines Lebens noch einmal an ihn heran. Ich fand bei der Mouche den Band der Vehseschen Memoiren, welcher die Geschichte der Gräfin Kosel enthält: sie hatte ihn zu wiederholten Malen dem Dichter vorlesen müssen.

Heine's Finanzverhältnisse waren nie brillant oder auch nur rangirt gewesen, der Neffe des Millionärs Salomon Heine hatte eigentlich sein Lebelang mit Geldverlegenheiten zu kämpfen. Während seine Brüder Maximilian und Gustav, der eine als Arzt in St. Petersburg, der andere als Redakteur des Wiener Fremdenblattes ein großes Vermögen zusammenbrachten, brachte der Dichter es höchstens zu Schulden. Daß sein Leichtsinn, der nicht gering gewesen sein mag, sein Uebermuth im Glücke und sein Hang nach Vergnügen Schuld an diesen Nöthen gehabt, will ich nicht läugnen; doch auch seine freigebige Großmuth, seine Gutmüthigkeit und Leichtgläubigkeit, das Herz, das seiner lieben Mathilde nichts abschlagen konnte, hatten ihren Theil daran. Als 1835 der Bundestag alle deutschen Regierungen aufforderte, die vorhandenen und noch zu erwartenden Schriften der Männer des jungen Deutschlands im Umfang ihrer Staaten zu verbieten, und die Regierungen dieser Aufforderungen vielfach nachkamen, erhielt Heine finanziell einen großen Schlag; als seine Krankheit hinzutrat, verschlimmerte sich seine Lage aufs Bedenklichste.

Aber Heine hatte auch einen Fehler damit begangen, daß er seine vorzüglichsten Bücher en bloc, ein mal für alle mal, verkauft hatte. So entgingen ihm die Vortheile, die jedem andern Schriftsteller durch die sich immer erneuernden, sehr starken Auflagen erwachsen wären. Auch waren diese Honorare nicht einmal groß; den ersten Band der Reisebilder z. B. hatte er auf ein und alle mal für fünfzig Louisdore hingegeben! Zweitausend Franks, (540 Thlr.) für den „Atta Troll“ scheinen auf den ersten Blick eine leidliche Summe zu sein, doch man bedenke, ob nicht ein hoher Grad von Leichtsinn darin lag, das reizende Büchlein pour battre de l'argent für heut und immer wegzugeben!

Ueber die sich immer steigernden Geldverlegenheiten Heine's, die er vor aller Welt geheim hielt, geben, nebenbei gesagt, die unlängst erschienenen Briefe an Moses Moser interessante, wenn auch schmerzliche Aufschlüsse. Moses Moser war ein Jugendfreund des Dichters, und scheint ein junger Mensch von exemplarischen Sitten und gefälliger Gemüthsart gewesen zu sein; wie ihn denn auch der 24jährige Heine seinen Erzfreund,

den philosophischen Theil seines Selbst, die correkte Prachtausgabe des wirklichen Menschen, den Normalhumanisten, den wiedererstandenen Nathan den Weisen nennt. Mit der Zeit verblüht diese Freundschaft, die Briefe kommen in immer längeren Zwischenräumen, endlich führt eine Heine verletzende Aeußerung des auf seine sittliche Ueberlegenheit etwas eingebildeten Freundes eine häßliche Erklärung herbei. „Du verstehst mich nicht," schreibt Heine, „hast nie mein Leben und Streben verstanden, und unsere Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existirt! Wir verlangen von einem Freunde nie Beistimmung, sondern Verständniß unserer Handlungen, er mag sie loben oder tadeln nach seinen eigenen Principien, aber immer soll er sie verstehen, ihre Nothwendigkeit begreifen, von unserem besonderen Standpunkte aus, wenn auch der seinige ganz verschieden ist." Diesem gereizten Abschiedsbrief folgt ein fünfjähriges Schweigen, da kömmt plötzlich von Avignon, den 8. November 1836 wieder ein Lebenszeichen an. „Ich befinde mich" schreibt Heine, „in einer Geldnoth, von der Du keinen Begriff hast. Ich liebe Dich zu sehr,

als daß ich Dich durch eine Schilderung dessen, was mir jetzt begegnet, betrüben möchte; auch darf ich es nicht für den Fall, daß Du nicht im Stande wärest, mein Anliegen zu erfüllen und Du alsdann einen doppelten Kummer empfinden würdest. Kannst Du mir durch ein Darlehn von 400 Thalern in dieser, der schmerzlichsten Passionszeit meines Lebens dienen, so hilf" . . . ꝛc. Heine's Stolz war groß, souverän, titanisch — ich werde ganz traurig bei dem Gedanken, was es ihm gekostet haben mag, diesen Stolz zu beugen und bei dem Freunde von ehedem, den er fünf Jahre lang ignorirt, also zu betteln . . . . . Dieser Brief ist der letzte der Sammlung. Sollte Heine so undankbar gewesen sein, dem guten Moser, wenn er die vierhundert Thaler geschickt hätte, nicht zu danken? Das halte ich nicht für möglich; ich glaube vielmehr, daß der Normalhumanist, das correkte Prachtexemplar des wirklichen Menschen, jetzt ein reicher Banquier in Berlin geworden, die vierhundert Thaler nicht geschickt hat.

So waren die Verhältnisse Heine's in späterer Zeit; schrecklich müssen diese Geldsorgen auf dem

Krankenbett, diesem glühenden Rost, auf dem er lag, gewesen sein, im Verein mit allem Leid und Groll und Kummer, die ihm aus den Angriffen und Schmähungen der deutschen Journale der damaligen Zeit erwuchsen! Voran im Punkt der Injurie ging die Augsburger Allgemeine Zeitung, das Blatt, für das er so viel geschrieben, das ihm so viel verdankte. Doch darüber wäre ein langes Kapitel zu schreiben, das ich aber, seiner besondern Häßlichkeit wegen, nicht berühre; ich kehre zu Heine's Geldnöthen zurück. Er gab in seinen letzten Jahren für Aerzte, Krankenwärterinnen und Secretäre noch mehr aus, als sonst für Diners und Vergnügen, und ich habe guten Grund, zu vermuthen, daß Frau Mathilde bei ihrem unpractischen Sinne eine weniger als mittelmäßige Hausfrau abgab. Kaum war bei ihm, um einen sprichwörtlichen Ausdruck zu gebrauchen, ein Loch zugestopft worden, als sich ein anderes wieder aufthat, und so war seine Existenz eine fortdauernde und sich stets erneuernde Reihe von Finanzmanövern, die ihm schrecklich viel Kopfzerbrechen, Sorge und schlaflose Nächte kosteten. Als die letzte, schwere, mit dem Tode sich

endigende Krankheit ihn erfaßte, war seine Kasse eben besonders schlecht bestellt; Mathilde klagte es ihm, und er, in steter Sorgfalt, ewig bereit, sie zu beruhigen, tröstete mit bereits gebrochener, ja mit lallender Stimme:

„Sei unbesorgt, Liebe“, sagte er. „Es kommt in diesen Tagen ein Mann mit einem Sacke blanker Thaler — der kleine Zacharias — da wird alles wieder gut werden — es wird Geld ins Haus kommen — le petit Zacharie viendra avec un sac plein d'écus!“

Mathilde hielt diese Worte für ein Irrereden, sie wußte nicht, woher der Sack mit den blanken Thalern kommen sollte und wer der kleine Zacharias sei. Und als der Dichter am folgenden Tage verschied, fand sich in der That so wenig Geld im Hause, daß ohne Aushilfe eines Freundes die Begräbnißkosten nicht zu bestreiten gewesen wären. Aber welches Erstaunen, als am Tage nach dem Begräbnisse ein kleiner, gnomenhafter Fremdling semitischen Stammes sich mit einem grauen, schweren Leinwandsacke vorstellte und sich als Monsieur Zacharie kundgab! Der Dichter hatte kurz vor seinem Ende mit dem Buchhändler

Michel Levy über die neue französische Ausgabe seiner Werke abgeschlossen; die Correctur des letzten Bandes der „Reisebilder" war vierzehn Tage zuvor beendet worden, und le petit Zacharie, der Austräger, brachte nun das Honorar, auf deutsch Ehrensold genannt, als ob mit dem Worte gesagt sei, daß es das Werk nur ehre, aber nicht bezahle, ja zu dem reellen Verdienst des Schriftstellers in keinem Verhältnisse stehe.

Es war am letzen Mai 1856, zwölf Wochen nach dem Tode des Dichters, als ich in der Bahnstation Frau Heine, die damals in einer Villeggiatur bei Asniéres wohnte, erwartete, um mit ihr das Grab ihres Gemahls zu besuchen. Es war — ich erinnere mich des Tags wie wenn es gestern gewesen wäre — ein schöner, sonniger, lachend goldiger Morgen. Der Zurang Derer, die aus der Stadt heraus, wie Derer, die vom Lande herein wollten, war ungeheuer. Endlich erschien Frau Mathilde mit Paulinen, ihrer vieljährigen Begleiterin, ein großes Bouquet jener großen, sammtartigen, dunkelvioletten Stiefmütterchen in der Hand, die eine Lieblingsblume des Verstorbenen gewesen waren, und die sie in

ihrem Gärtchen zu Asnières zu ziehen fortfuhr. Wir gingen zu Fuß die lange Rue d'Amsterdam hinauf und kamen endlich vor dem schön und malerisch gelegenen Kirchhof von Montmartre an. Dort auf der Höhe, im elegantesten Gräberquartier, gerade am Abhang, mit der Aussicht auf die große, cypressendurchwachsene Nekropole, nicht allzuweit von den Gräbern jener edlen Republikaner Armand Marrast und Godefroy Cavaignac stand ein hoher, einfacher Stein mit der vergoldeten Aufschrift: Henri Heine. Ein Immortellenkranz lag noch dort. Frau Heine, bitterlich weinend, legte ihren Stiefmütterchenstrauß hinzu.

„Pauvre Henri! Il était si bon!" wiederholte sie immer. Sein Geist hatte sie nur erheitert und ergötzt, nie gehoben, nie gebildet, aber sein Herz lag klar vor ihr, und um dies verlorene, kalt gewordene Herz weinte sie heiße, bittere, rasch hinfließende Thränen.

Als wir uns wieder vom Grabe entfernten, mußte ich daran denken, wie Heine selbst einen ähnlichen Grabesbesuch beschrieben. Ich murmelte das Gedicht aus dem Romanzero vor mich hin:

Keine Messe wird man singen,
Kein Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen!

Doch vielleicht an solchem Tage,
Wenn das Wetter schön und milde,
Geht spazieren auf Montmartre
Mit Paulinen Frau Mathilde.

Mit den Kranz von Immortellen,
Kommt sie, mir das Grab zu schmücken,
Und sie murmelt: Pauvre homme,
Feuchte Wehmuth in den Blicken.

Leider wohn' ich gar zu hoch
Und ich habe meiner Süßen
Keinen Stuhl hier anzubieten —
Ach, sie schwankt mit müden Füßen!

Süßes, dickes Kind, Du darfst
Nicht zu Fuß nach Hause gehen —
An dem Barrieregitter
Siehst Du die Fiaker stehen!

Es wäre unnütz gewesen, Frau Heine an das merkwürdige Inerfüllunggehen dieses Gedichtes zu erinnern, sie hatte ja nie eine Zeile ihres Henri gelesen! Aber seiner Mahnung eingedenk, rief ich den Fiaker am Barrieregitter und wir fuhren die Rue d'Amsterdam herab, zurück zum Bahnhof.

St. Procop in Brieslau.

Eine wahre Geschichte.

Erstes Kapitel.

Ausgeplündert.

Als der Maler Emanuel Volkmer das Städtchen Brieslau verließ, wo er sich an acht Wochen aufgehalten und im Schlosse eine Reihe von Freskobildern vollendet hatte, war die Theilnahme, die man dem Scheidenden zollte, allgemein, wenigstens in den Bürgerkreisen, die Volkmer frequentirt hatte. Und das mit Recht, denn der junge Maler war gemüthlich, heiter, ohne die Prätentionen eines Genies, eine harmlose und offene Künstlernatur. Ueberdies war er Vielen im Orte aus den Jahren her bekannt, wo er als Student in den Ferien zu seinem Onkel, dem Dechanten, zu Besuch gekommen; man wußte, wie viel Kämpfe er sich's hatte kosten lassen, sein Malertalent ausbilden zu können, nun sah man, daß

wirklich ein Künstler in ihm gesteckt, und hatte ihn gern, weil er immer noch so bescheiden war, Spaß verstand und selbst gern einen machte, kurz, das Gegentheil von Allem war, was man sich unter einem gefeierten Manne vorstellte.

Am Vorabend seiner Abreise saß die ganze gewohnte Gesellschaft im Schützenhause beisammen. Man sprach, so gut man's verstand, über die Bilder, die Wahl der Scenen, die Ausführung, und die Winkelmann's des Städtchens brachten manch wunderliches Urtheil vor. Volkmer nahm Alles gut auf und wendete es zum Besten. Zuletzt sagte der Bürgermeister: „Was ich am meisten bewundere, sind diese Figuren; diese Gesichter, von denen jedes ein anderes ist! Immer kommt es mir vor, als hätte ich den oder jenen schon einmal gesehen und doch ist's nicht so. Woher, mein Gott, haben Sie diese Pharisäer, diese Kriegsknechte, diese erzjüdischen Juden? Leben sie, sind sie Ihnen zu Modell gesessen oder haben Sie sie Alle aus Ihrem Kopfe genommen?"

„Sie stellen da an mich eine Frage, die mich fast in Verlegenheit setzt," erwiderte Volkmer. „Sie leben und sind doch auch nur in mir! Je-

dem Künstler, so tüchtig er auch ist, bleibt nichts übrig, als seine ideale Welt aus Bruchstücken der Wirklichkeit zusammen zu stoppeln. Das demüthigt ihn oft, da tröstet es ihn wieder: daß er nicht sowohl die Menschen copirt, als vielmehr das Leben, das in ihnen wohnt und dessen sie sich selber nicht bewußt sind. Und welche Metamorphosen gehen da vor! Die tollsten, unerhörtesten! Wenn einer von Ihnen, meine Herren, je nach Prag käme, wollte ich ihn zu dem Patron führen, der mir die Veranlassung zu meiner Figur des Pilatus war. Es ist der Wirth einer elenden Garküche. Sie werden an ihm vorübergehen und ihn kaum ansehen, doch, mache ich Sie aufmerksam, so werden Sie sehen: er ist's, Zug um Zug. Ebenso Kaiphas" —

„Jedenfalls", fiel der Actuar, der ein großer Don Juan war, dem Maler in's Wort, „wär' es mir lieber, wenn Sie mich in Prag zu der jungen Dame führten, welche Ihnen zur Magdalena gesessen! Welche Schultern! Welche Brust! Ich könnte stundenlang vor dem Bilde stehen."

„Die," erwiderte Volkmer, „könnte ich Ihnen beim besten Willen nicht zeigen. Es ist die Re-

miniscenz eines Bildes, das ich in Italien sah."

„Glauben Sie das, meine Herren?" fragte der Actuar. „Ich glaube, solche Reminiscenzen gehen in Malerateliers ein und aus. Selbst die Frau darf es nicht übel nehmen. Das ist das eigenthümliche Glück der Maler."

„Ja die Maler, die können ohne Liebschaften nicht leben!" sagte der Tabaktrafikant. „Raphael und Vandyk haben sich zu Tode geliebt!"

„Und so sind alle Genies!" bemerkte emphatisch der Steuerrevisor.

„Mit Verlaub, meine Herren," begann der Bürgermeister, „hier glaube ich eine Bemerkung machen zu müssen. Eines ist so schön an unserem Volkmer, Eines hat ihm hier so viele Freunde gemacht: daß er gar nichts von einem Genie an sich hat. Mein Lebtag habe ich nicht geglaubt, daß ein Künstler ein solider Mann sein könne, Volkmer hat es uns bewiesen! Brieslau ist nicht die letzte unter den Städten, wir haben hier Künstler gehabt von allen Arten, ich muß sagen, leider! Drüben, im ersten Zimmer sitzt der alte Grell, der Musiker. Er hat eine Messe componirt, die

classisch sein soll, aber, daß sein Hausherr seit Jahren von ihm einen Groschen Zins gesehen hat, möchte ich bezweifeln. Wohin es mit unserem Maler, dem alten Meerfeld, dem Bruder des seligen Arnold Meerfeld gekommen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie haben ihn wohl selbst gesehen, wie er, einen Rock am Leibe, an dem man jeden Faden zählen kann, einen uralten Hut auf dem Kopfe, eine noch ältere Perrücke darunter, eben jetzt das Schild zum rothen Ochsen verfertigt. Da sieht man, wohin das Genie führt — sein genieloser Bruder, der Apotheker, wurde ein reicher Mann. Auch die Sculptur war hier vertreten, wie uns die Statue des heiligen Florian, Schutzpatrons gegen Feuersgefahr darthut, doch das würde mich zu weit führen — ich begnüge mich zu sagen: Volkmer war es vorbehalten uns zu zeigen, daß ein Künstler auch ein ehrenhaftes und nützliches Glied der bürgerlichen Gesellschaft sein könne. Als solches ist er uns werth geworden, als eines solchen werden wir uns seiner erinnern, nicht nur wenn wir seine tüchtigen Leistungen im Heiligenfach betrachten, wie sie nunmehr unsere Schloßkapelle dauerhaft zieren, son-

dern auch wenn wir hier beisammen sitzen, wo er ein Mitglied unseres geselligen Kreises war. Ein Hoch daher dem scheidenden Freunde, dem uns Allen werth gewordenen Emanuel Volkmer!"

Die Gläser klangen an und der Gefeierte erhob sich, nachdem die Zeichen des Beifalls über eine so schwungvoll feurige und wohlgesetzte Rede zu Ende gekommen waren, zu einer dankenden Entgegnung.

„Ich zolle," sagte er mit einer Stimme, die frisch und voll aus der ehrlichen Brust hervorkam, „meinem Freunde, dem Bürgermeister Eichler, meinen Dank für die zu mir gesprochenen Worte. Er meint es gut, noch viel besser, als er es sagen kann! Es war mir wohl in Brieslau, und in meine Vaterstadt heimgekehrt, werde ich oft an das Städtchen am Fuß des mächtigen Gebirges zurückdenken, wo ich so liebe, brave Leute fand. Doch Brieslau hat nebst wackeren Männern auch die anmuthigsten Mädchen! Möchte ich wenigstens im Gedächtniß Einer so fortleben, wie ich nach solchem Zuruf im Gedächtniß meiner Freunde zu leben hoffen darf. Es leben Brieslau's Frauen und Mädchen!"

Volkmer wollte sich setzen, doch allenthalben streckten sich ihm Hände zum Drucke entgegen. Der Bürgermeister hielt ihn eine Zeitlang fest und sagte ihm dann halbleise in's Ohr:

„Ich habe Sie verstanden, Volkmer! Lassen Sie sich bald wieder in Brieslau sehen, Volkmer!“

Wer war nun glücklicher als der Maler! Sein besonderer Gönner, der Dechant, gab dem Wirth einen Wink und sogleich wurden die Biergläser weggenommen und sechs Flaschen Ungarwein aufgestellt. So etwas hatte Brieslau lange nicht gesehen. Der Postmeister Böhm, der taub war und von Allem nur das begriff, daß jetzt getrunken werden würde, rief einen bedienenden Knaben herbei, gab ihm einen Groschen und trug ihm auf, in seine Wohnung zu gehen und seiner Frau zu sagen, sie möge unbesorgt sein, wenn er heute spät heimkomme. Er bitte um seinen Ueberrock.

Alles, was sich eines Hausschlüssels erfreute, sah nun auf die Uhr, um abzumessen, wie lange ungefähr man sich dem Vergnügen hingeben könne. Alles war entschlossen, auszuhalten, da

morgen Sonntag sei, man somit ausschlafen könne, und es doch ein Hochgenuß war, auf Kosten des sonst so knausrigen Mannes zu zechen. Böhm bestellte sogar ein Nachtessen, vom Standpunkt aus, daß von jetzt an Alles, was auf den Tisch komme, dem Gastgeber auf die Rechnung geschrieben werde. Sein Kalbsbraten würde schon mit darauf gehen, ebenso die Cigarren, von denen er eine anzündete, die anderen einsteckte. Zur Erheiterung der Gesellschaft konnte der Taube nichts beitragen, das wußte er, aber er war gesonnen, dem Gastgeber wenigstens durch seinen gesunden Appetit Freude zu machen.

Indessen funkelte der Ungarwein bereits in in allen Gläsern. Die begeisterte Stimmung wuchs, je öfter sie gefüllt und geleert wurden. Laut und lärmend tranken die Stadträthe, der Bürgermeister und die übrigen Honoratioren; stumm, aber nur um so eifriger, trank der taube Postmeister. Eichler bot Volkmer das „Du“ an, auf das dieser begeistert einging, und als das Eis hier einmal gebrochen war, nahte dem Maler Jeder einzeln, um mit dem geleerten Glase und zwei Küssen den Bund zu besiegeln.

Zuletzt wurde der Enthusiasmus wild und bacchantisch.

„Hört, Brüder!“ rief plötzlich Volkmer, „ich fühle mich gedrungen, Euch und der ganzen Stadt, die mich so gastlich aufgenommen, ein Zeichen meiner Liebe und Dankbarkeit zu geben! Ich schenke, so viel ich vermag. Herr Dechant, Herren vom Magistrat, hören Sie mich an! Eins muß Jeden, der hier ankommt, Wunder nehmen: es fehlt auf dem Hauptaltar Ihrer so schönen Kirche ein wahrhaft künstlerisches Bild. Sie ist dem heiligen Einsiedler Procop geweiht. Ich will in ihr, wenn Sie es mir erlauben, ein Bild des Heiligen aufstellen, das ich als ein Gastgeschenk von mir anzunehmen bitte!“

Dieser Antrag erregte Enthusiasmus.

„Und die Stadt,“ erwiederte Eichler, „wird sich dankbar bezeigen! Du wirst Ehrenbürger von Brieslau!“

„Eine Auszeichnung, die mich mehr freuen wird, als ein Orden! Ein Mann, ein Wort! Doch es ist spät, unser Fest muß ein Ende nehmen!“

Jeder leerte sein Glas und man erhob sich. Der Bürgermeister war hochroth geworden, Böhm war bleich geblieben, aber er taumelte auf den

Füßen. Zwei Arme wurden in seine Arme geschlungen und schwerfällig wie ein Mehlsack wurde der Alte mit fortgeschoben. In drei Colonnen bewegte sich die Zecherschaar gegen die Stadt zu. Die Nacht war mondlos, aber die Sterne funkelten helle. Die Schaar schritt durch die schwarze, schattende Schützenhausallee und befand sich bald auf der kleinen Promenade, die um ein gutes Viertheil der Stadt läuft.

Der Kaufmann und der Actuar hatten das Räuberlied angestimmt.

Eben hatten diese Beiden die erste Strophe, über die sie nicht hinüberkamen, zweimal abgesungen, als ihnen aus nicht gar weiter Ferne ein klägliches Aechzen entgegendrang.

„Was ist das?“

Die ganze Schaar blieb einen Augenblick lang stehen, und schritt, da der Klageton sich abermals hören ließ, dann desto rascher vor. Als sie einige Schritte gegangen waren, bot sich ihr ein überraschender Anblick.

An einem Baum lehnte ein Mann, nur mit einem Hemde bekleidet, dem Hände und Füße mit Stricken zusammengebunden waren.

„Was macht Ihr da? Was ist Euch geschehen?“ fragte Einer.

„Ach“, erwiderte eine matte Klagestimme, „der liebe Gott selbst ist's, der Sie sendet! — Ich bin ein Bürgerssohn aus Prag und war auf einer Vergnügungsreise begriffen. Ich hatte mich verspätet — und hier, an dieser Stelle bin ich von drei Kerlen überfallen und meiner Kleider, sowie sämmtlicher Baarschaft beraubt worden. So, wie Sie mich da sehen, haben sie mich ausgezogen und geknebelt!“

„Beraubt! Ausgezogen! Geknebelt!“ rief Alles durcheinander. „Hier? Vor unserer Stadt! Das ist ja unerhört!“

„Es ist schrecklich! Ich will auch nie mehr eine Lustreise machen!“ antwortete der Geknebelte. „Ich muß mich noch glücklich preisen, daß ich mit dem Leben davon gekommen bin! Welche Kerle sind das gewesen! Baumstarke Kerle! Hier, meine lieben, verehrten Herren, sehen Sie, wie sie mir Hände und Füße zusammengebunden haben!“

„Wir lösen die Stricke sogleich!“ rief Einer.

„Sie kommen mit uns und machen die Anzeige!“ rief ein Anderer.

„Ach, meine Herren," rief der Beraubte, „so im Hemd kann ich Sie nicht begleiten. Ich friere, bin halbtodt von Angst und glaube, mindestens ein paar Rippen gebrochen zu haben. Borgen Sie mir einen Ueberrock, damit ich nur ein bischen anständig aussehe. Sie haben einen Menschen aus achtbarer Familie vor sich."

„Böhm," rief Volkmer, „Sie sind der Einzige — doch er hört ja nicht — Böhm ist der Einzige von uns, der zwei Röcke anhat, er muß Einen hergeben" —

„Ja wohl, er muß Einen hergeben!" rief es im Kreise und alsbald wurde der Taube unter den Armen gefaßt und halb mit Gewalt seines Paletots entkleidet.

„Aber, meine Herren," rief Böhm, „ich weiß nicht, wie ich dazu komme, meinen Ueberrock hergeben zu müssen, um diesen Bettler zu bekleiden. Ich bin alt — ich werde mich erkälten — seien Sie nicht so barmherzig auf anderer Leute Kosten!" —

„Das Maul gehalten!" rief der Actuar dem Alten zu. „Wir nehmen Sie in unsere Mitte. Uebrigens haben Sie sich mit dem Ungarwein hübsch eingeheizt."

„Er ist ja kein Bettler! Sie erhalten Ihren Ueberrock zurück!“ johlte ein Dritter dem Tauben in's Ohr.

Böhm mußte sich Alles gefallen lassen. Er sah nur noch, wie der Nackte rasch in die Aermel seines Paletots schlüpfte, dann wurde er umgedreht und festgehalten, damit er sich nicht mehr gegen die über ihn verhängten Zwangsmaßregeln sträuben könne.

„Ein Taschentuch und ein Halstuch!“ bat der Beraubte. „Ich klappre vor Frost an allen Gliedern und nun“ fuhr er fort, nachdem er Beides erhalten, „bitte ich einen der Herren, mir den Arm zu geben, denn ich schwanke, ich fürchte umzufallen.“

Mit diesen Worten schleppte er sich mitten in die Gruppe der ihn Umstehenden und faßte Einen derselben am Arme, zum Zeichen, daß er geführt sein wolle. Dieser war der Herr Dechant. Er übernahm es sogleich, den Unglücklichen zu führen, obwohl er selbst eines milden Samariters bedurft hätte, um seinen von Wein schweren Kopf wohlbehalten nach Hause zu bringen. Unter solchen Umständen kamen Beide nur sehr langsam

vorwärts, so daß ihnen, als sie die ersten Häuser des Städtchens erreicht hatten, alle Uebrigen bereits weit vorausgeeilt waren, Alle, bis auf den Postmeister Böhm, der freilich auch schon lieber im Bette gewesen wäre, aber seinem Paletot zu Liebe standhaft ausharrte.

Plötzlich blieb der Beraubte stehen und beklagte sich bitter über neue Schmerzen in Folge der erlittenen Mißhandlungen.

„Ein Arzt," sagte er, „muß geholt werden! Fünf Stunden stand ich an den Baum gebunden. Schlag zwölf Uhr ist die Unthat geschehen."

„Was?" rief der Dechant, da müßte es ja jetzt fünf Uhr sein! Unmöglich, unmöglich!"

Er zog rasch seine Uhr heraus, um zu sehen, ob er sich denn wirklich heute einer so schweren Unmäßigkeit schuldig gemacht habe.

„Hier ist es zu finster!" sagte der Beraubte, indem er dem Dechanten die Uhr aus der Hand riß, „lassen Sie mich sehen." — Er hinkte einer Oellampe zu, welche wenige Schritte weit warnend am Rand einer Grube brannte.

Eben im Begriffe, auf die Uhr zu sehen, glitt er aus, stürzte und verschwand mit einem

lauten Schrei, als ob ihn die Erde verschluckt hätte.

„Hilfe!" hörte man rufen. „Rettet mich, — ach — ach — ich muß im Kalkwasser ertrinken!"

Der Dechant und der Postmeister waren vom Schreck so übermannt, daß sie sich nicht von der Stelle getrauten. Als ob der Boden überall unsicher wäre, klammerten sie sich an einander, indeß ihre Augen stier in der halben Finsterniß um und um glotzten.

Der Unglückliche war nicht mehr zu hören.

„I," sagte Böhm, „das ist doch ein merkwürdiger Pechvogel! Eben ist er ausgeraubt worden und jetzt fällt er gar und ersäuft! Der kann heute, wenn der Tag lang ist, noch viel Malheur haben und erleben."

„Kommen Sie! kommen Sie, lieber Böhm," rief der Dechant. „Wir selbst können nicht in die Grube steigen, aber wir wollen die Anzeige machen und Leute herschicken! Vorsichtig vorsichtig!"

Sie kamen erst ein wenig zu sich, als sie das Straßenpflaster unter ihren Füßen fühlten.

Zweites Kapitel.

Die Freundinnen.

Clara, des Bürgermeisters schöne Tochter, war schon in aller Frühe wach. Die schweren Tritte ihres Vaters, der von dem Gelage im Schützenhause zurückkehrte, hatten sie gegen Tagesanbruch geweckt und die schwellende Fluth von Gefühlen und Gedanken, die, als sie die Augen öffnete, über ihr junges Herz hereinbrach, ließ sie nicht wieder einschlafen. Clara war trotz ihrer achtzehn Jahre schon ein selbstständiges, starkes, energisch fühlendes Mädchen. Sie liebte, aber nicht unseren Volkmer; sie stand schon seit Jahren in einem heimlichen Liebesbund zu einem jungen Menschen, der gar keine Hoffnung hatte, ihre Hand zu erringen. Dieser war Paul Meer-[illegible]ld, der Sohn jenes armen alten Malers, von

dessen jetziger Thätigkeit der Bürgermeister gestern so despectirlich gesprochen. Sie waren Nachbarkinder und Jugendgespielen gewesen, Clara liebte ihn, seitdem ihr Herz überhaupt angefangen hatte, eine Stimme zu haben. Sie hatten auseinander gehen müssen, aber die Trennung hatte ihr Gefühl nicht ertödtet, vielmehr gar gesteigert. So knüpft sich ein Knoten nur um so fester, je weiter die Hände aus einander gehen, die ihn festhalten.

Volkmer wußte das nicht. Er hatte wohl gehört, daß Clara einen gewissen Paul Meerfeld gern gesehen, daß er ihr Lieblingstänzer gewesen und nie gefehlt hatte, wo sie hinkam, aber er hielt die Sache durch die Zeit und die Entfernung für erledigt. Er ahnte nicht, wie energisch oft ein jungfräuliches Herz eine erste Liebe festhält. Wenn Clara seine Aufmerksamkeiten kalt entgegennahm, seine Worte wärmerer Bewunderung ironisch lächelnd ablehnte und ihm gegenüber nie die defensive Haltung aufgab, so sah er darin nur die Gewohnheit mädchenhafter Zurückhaltung, gemischt mit etwas kindlicher Koketterie, die den ihr Ergebenen erst beobachten, kennen lernen und

erst durch das Fegefeuer kleiner Prüfungen zu seinem Glücke gelangen lassen wolle.

Gegen Neun saß Clara, ein Morgenhäubchen auf dem Kopfe, welches das rosige Gesicht mit den blauen Augen und dem hellblonden Haar reizend umschloß, mit einer Näharbeit beschäftigt, am Fenster. Da pochte es an die Scheiben und ein edles, blasses Mädchengesicht zeigte sich zwischen den Rosen und Levkojen.

„So komm' doch herein, Anna!" rief Clara das Fenster ausreißend, der draußen Stehenden zu. „Die ganze Woche lang sieht man Dich nicht. Heute am Sonntag sollst Du mir doch eine Stunde schenken!"

„Bewahre! nur einen Augenblick kann ich bleiben, der Vater erwartet mich!" erwiderte eine sanfte, melodische Stimme, „doch ich weiß nicht, ob ich recht darf — Dein Vater" —

„Wie, der sollte mir noch verbieten, mit Dir zu sprechen?" rief Clara lebhaft. „Bist Du nicht meine Jugendgespielin, meine liebe Anna? Herein, Kind, schnell herein!"

Einen Augenblick später sah Anna zur Thür herein, Clara sprang ihr entgegen, küßte sie, zog

sie an sich und führte sie in die Ecke des alterthümlichen Zimmers, wo eine kleine Epheulaube über einem kleinen, schmalen, lederüberzogenen Sopha angebracht war.

„Ach, wie Du schön eingerichtet bist!“ rief Anna sich umsehend. „Die Blumen, der Epheu, die Porzellanfiguren auf der Commode! Wirklich, Clara, hier ist mir, als wehte eine andere Luft, man tritt wie auf lauter Flaum — man möchte, wenn man hier ist, nie mehr herausgehen. — Du bist ein rechtes Glückskind, Clara!“ Dem armen Mädchen erschien das mit mäßigem Comfort geschmückte Zimmer der Frau Bürgermeisterin wie das prachtvollste und üppigste Boudoir.

„Ach,“ rief sie aufspringend „das schöne Körbchen! Was ist das?“

„Ein Geschenk.“

„Und das reizende Arbeitsetui? Auch von demselben?“

„Mein Vater hat darauf bestanden, daß ich's annehme,“ erwiderte Clara verdrießlich, ausweichend. „Doch sprich, was hast Du für Nachrichten von ihm?“ —

„Von Paul?“

„Von wem denn sonst! Wer ist Er? Er, groß geschrieben? Kann ich einen Anderen meinen?“

„Erst unlängst hat er geschrieben. Ich wollte es Dir längst melden, aber es war immer etwas, was mich abhielt. Er hat viel zu thun, ist im Geschäft von früh bis spät, dabei lernt er allerlei Sprachen, Wechselrecht, was weiß ich! — Sein Prinzipal ist mit ihm sehr zufrieden, er tröstet den Vater — aber — in einem Zettel, den er an mich beigelegt hat, spricht er sich offen aus — und ist so traurig, so verzweifelt“ —

„Warum traurig, warum verzweifelt?“ fragte Clara.

„Weil — Du ihm unerreichbar scheinst! Weil er überzeugt ist, daß er bei aller Anstrengung nie dahin kommen wird, um Dich erfolgreich werben zu dürfen. Dein Vater wird immer reicher und stolzer und dazu kommt noch Eins, was den Paul ganz unglücklich gemacht hat“ —

„Nun?“

Statt aller Antwort blickte Anna auf das schöne Arbeitsetui.

„So?“ rief Clara. „Traut er mir so wenig

Charakter zu? So wenig Herz? Er weiß, daß ich ihm mein Wort gegeben habe! Das Reden und Deuteln der Leute sollte ihn keinen Moment irre machen "

„Er ist aber weit hübscher als Paul!" sagte Anna, indem noch ein Blick auf das Arbeitsetui schoß. „Deines Vaters Freund, der Dechant beschützt ihn" —

„Und das allein schon könnte mir ihn verhaßt machen!"

„Ach, Kind," sagte Anna, „wenn ein Mensch hübsch ist und uns sonst gefallen kann, da vergessen wir bald, ob er aus einer uns feindlichen Familie stammt"

„Ich vergesse es nicht!" sagte Clara fest. „Von allen Menschen auf dieser Welt ist der Dechant der, den ich am meisten hasse! Ein Geizhals, ein Heuchler, ein Intriguant! Ein alter Sünder! Er hat den armen Paul um die Erbschaft gebracht, er hat sich in das Vertrauen des Onkels Meerfeld geschlichen und diesen durch Gott weiß welche Mittel vermocht, das Testament umzustoßen. Er ist an Allem Schuld!"

„Wohl, wohl!" seufzte Anna, „wir leiden

Alle darunter, er aber (mit einem Blick auf's Etui) hat gar nichts damit zu thun! Er weiß gewiß nicht, was sein Onkel für ein Charakter ist. Er ist ein herzensguter Mensch, das sieht man ihm an den Augen an."

„So, so?" fragte Clara. „An den Augen?"

„Denk' nur, vorgestern, als ich Abends von der Frau Postmeisterin kam, bei der ich nähe, treffe ich ihn — bei uns! Er hat den Vater besuchen wollen, als seinen Collegen. Ach, Clara, Du weißt, wie es mit meinem armen Vater steht. . . . Gewiß, er hatte einst Talent. . . Hätte er nicht so lange und viel mit Sorgen zu kämpfen gehabt, er hätte gewiß was geleistet, vielleicht viel! So aber — als er auf Herrn Volkmer's Bitten seine alten Bilder daherbrachte — Clara, wenn Volkmer ihn ausgelacht, verspottet hätte — oder wie ein vornehmer Protector zu ihm gesprochen hätte — ich hätte ihn gehaßt! O, ich habe ihn angesehen, scharf, scharf, ohne daß er's merkte. Er hat nicht gelächelt. Er hat nicht den Protector gespielt. Er hat meinem armen Vater die Hand gedrückt und sie oftmals geschüttelt und hat gelobt, herzlich gelobt, was ir-

gend nur zu loben war — Er weiß, was es heißt: in Sorge arbeiten! Er muß ein gutes Herz haben."

„Wie warm Du Dich seiner annimmst!" rief Clara, „wahrlich ich glaube .... ich glaube!" ...

„Ach, wo Du gleich hinaus denkst!" rief Anna, die gleich wie jener Busch in Flammen stand. „Doch — um auf's Frühere zurückzukommen — Du machst mich glücklich, wenn Du so nach meinem Bruder fragst, wie vorhin. Könnte er wie ich Dir in die offenen treuherzigen Augen sehen, er würde wieder Vertrauen fassen und nicht mehr verzweifeln! Verzeihe ihm; ist's ein Wunder, daß er, von Dir getrennt, kleinmüthig wird? Ich schreibe ihm dieser Tage — wirst Du ein Zettelchen beilegen?"

„Ich hab' meinem Vater versprechen müssen, ihm nie mehr zu schreiben," erwiderte mit gesenktem Köpfchen Clara, „und halte mein Wort, so schwer es mir fällt. Du aber kannst ihm Alles sagen: daß ich aushalte und an ihn denke, daß er den Muth nicht sinken lassen, daß er Vertrauen zur Zukunft haben soll, daß das Glück

mit denen ist, die ausharren, daß Liebe stark und treu sein muß, daß" —

„Ich weiß genug, Clara!"

Die Mädchen umarmten sich und fuhren einen Augenblick später auseinander, denn Stimmen waren im Vorhause zu hören und gleich darauf trat der Bürgermeister mit Volkmer ein. Clara hatte nur eben noch Zeit, ihrer Freundin die Hand zu drücken und ihr leise zuzuflüstern: „Sage ihm also, was Dein schwesterliches Herz Dir eingibt, und grüße ihn tausendmal! Sein bin ich, sein will ich bleiben" — und Anna huschte fort, als meine sie, jedes Auge müsse die Röthe deuten können, die noch auf ihren Wangen stand.

Der Bürgermeister warf seiner Tochter einen strengen Blick zu, der so viel hieß, als: „muß ich Eins von dieser verhaßten Familie bei Dir finden!" und fuhr dann fort:

„Also denke Dir, lieber Freund, der angeblich Beraubte war nichts als ein raffinirter Gauner! Er blieb, wie Du weißt, mit dem Dechanten und dem Postmeister zurück, die beide nicht mehr ganz klar sahen und dachten. Dem Dechanten reißt er, da sich ein Streit entspinnt, wie viel es

an der Zeit sein möge, die goldene Repetiruhr aus der Hand und verschwindet in einer Grube, wo er ein Geschrei erhebt, als müsse er ertrinken. Die Zwei, statt gleich nachzusehen, laufen in die Stadt; hier kommen ihnen die Polizeidiener entgegen, die ich ausgeschickt hatte. Man sieht nach. Die Grube war nur etwa drei Fuß tief, es war kein Wasser darin, aber auch kein Verunglückter! Der Betrug lag zu Tage. Die Mystifikation kostet mich ein seidenes Tuch, dem Postmeister den Paletot, dem Dechanten die Uhr! Er ist so empört, daß er verschworen hat, jemals wieder ein gutes Werk zu thun!"

Volkmer mußte lachen. „Das Gaunerstückchen," sagte er „ist wahrlich von einem ganz hübschen Humor eingegeben. Sollte uns nicht ein Taugenichts aus Brieslau, der uns von fern herankommen hörte, den Streich gespielt haben?"

„Wir haben mit solchen Subjekten hier glücklicherweise so ziemlich aufgeräumt," erwiderte Eichler in einem Tone, der den Stolz anzeigte, einen solchen Wechsel der Dinge persönlich herbeigeführt zu haben. „In früherer Zeit freilich — Du mußt wissen, daß wir einst einen Menschen

bei uns hatten, der ein wirkliches Gaunergenie genannt werden konnte" —

„Den Bielohlawek?" fragte Volkmer.

„Allerdings! den Bielohlawek! Du hast also auch schon von ihm gehört?"

„Der Kerl ist ja in der Umgegend sprichwörtlich geworden für Alles, was Betrug, Spitzbüberei, Unfug heißt."

„So ist's. Von Haus aus war er Student der Theologie; er hatte hier eine alte Mutter, die nun gestorben ist, und Dein Onkel, der Dechant, protegirte ihn ganz besonders. Freilich, als dann ein böser oder toller Streich nach dem anderen an's Licht kam, gingen dem Dechant die Augen auf und der Bielohlawek wurde schimpflich davongejagt. Seitdem ist er verschollen und wird hoffentlich den Lohn gefunden haben, den er verdient hat: das Handeisen und die Zuchthausjacke. Doch, daß ich auf die Geschichte von gestern zurückkomme, die noch nicht aus ist: der alte Postmeister gibt an, daß er in seinem Ueberrock ein dickes Portefeuille mit allerlei wichtigen Briefschaften und Notizen stecken gehabt. Er rast und schießt umher, wie wenn er von

Sinnen wäre. Aber unter uns gesagt, ich halte es für Aufschneiderei, um mit mehr Anstand über seinen Rock winseln zu können. Das ist ein alter — beinahe hätte ich Filou gesagt."

„So! So!" sagte Volkmer. „Er sieht so bieder und würdig aus! In welcher Art ein Filou?"

„Man hält ihn für einen Spion," sagte Eichler, „und das ist er wohl auch. Er war lange in Wien, ein Liebling des Grafen Sedlenitzky und, wie es heißt, im schwarzen Cabinet beschäftigt. Da hat er Tag für Tag das Brieföffnen betrieben und es soll bei ihm zur Leidenschaft geworden sein. Nun wird er alt und vergeßlich, und da plaudert er oft aus, was er von Rechtswegen nicht wissen sollte. Dadurch verräth er sich oft. Man nimmt sich auch allgemein in Acht vor ihm, denn welchen Gebrauch er von den Dingen macht, die er erfährt — das wissen die Götter!"

„Ei, ei!" sagte Volkmer, „das ist ja ein allerliebstes Subject!"

„O, es gibt viel Solcher bei uns!" rief Eichler. „Viel mehr als man glaubt! Das System bringt es mit sich, das System! Leben wir denn nicht in Oestreich?" . . . .

„Freilich, das läßt sich nie vergessen!"

Indeß war der Tisch gedeckt worden. Es wurde das Gabelfrühstück aufgetragen, das der scheidende Freund noch einnehmen sollte, da ihn sein Weg zunächst durch höchst unwirthbare Gegenden führte.

Drittes Kapitel.

Dis Haus wirt verschenkt.

Am anderen Tag war Volkmer auf der Reise und stieg, um den wunderhellen Morgen zu genießen, zu Fuß den Berg vor Benatek hinan, als ein Wanderer, der kurz zuvor mit dem Kutscher gesprochen hatte, an ihn herankam und sich in ein Gespräch mit ihm einließ.

Der Wanderer hatte ein blasses, sehr charakteristisches und interessantes Gesicht. Er trug langes Haar und einen schwarzen Vollbart. Ein romantischer Filz saß schräg auf seinem Kopfe und beschattete die nicht unedel gebildete Stirn und die dunklen, klar und fast genial blickenden Augen. Er hatte in seinem ganzen Wesen etwas auffallend Bewegliches. Er mochte dreißig Jahre zählen und schien zwischen dem reisenden Künstler und dem Handwerksburschen mitten inne zu stehen.

Volkmer fixirte seine Erscheinung mit dem unwillkürlichen Interesse des Malers und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Er bemerkte nach den ersten Wechselreden, daß er es mit keinem gewöhnlichen Menschen zu thun habe. Alle Bemerkungen des Fremden waren witzig und charakteristisch. Er hatte einen eigenthümlichen Humor und eine treffende, bildliche Sprache, die den einzigen Fehler hatte, daß sie zuweilen in's Cynische umschlug. Er mußte weit in der Welt herumgekommen sein, war keck, ausgelassen, lustig und schien die Fatalitäten und Hindernisse, die einen Reisenden mit schlecht gefülltem Beutel so häufig anfallen, als eine Kette von Schnurren und Schicksalsspäßen zu betrachten. In der Stimmung, in welcher Volkmer sich befand, war ihm ein solcher Reisegefährte eine Erquickung; er bot dem Fremden, als es wieder an's Einsteigen kam, einen Platz im Wagen an.

„Sind das Baracken!" rief der Fremde, als sie in ein Dorf unweit Benatek einfuhren. „Diese halbverfaulten Strohdächer, diese eingesunkenen Thüren trifft man doch nirgends als in unserem theuern Vaterlande. Ha! Da läuft ein Schwein

aus der Wohnstube heraus und dort — fliegt eine Henne durch's Fenster herein! Classische Verwahrlosung! So, recht! Bleibt naturwüchsig und laßt Euch nicht durch die deutschen Culturträger um Eure Eigenart bringen!"

„Malerisch genug sehen die Häuser aus," meinte Volkmer, „aber der Teufel möchte darin wohnen."

„Noch vor ein paar Monaten," sagte der Fremde, „war ich auf der Wanderung in Schwaben und Baden. Wie schmuck und hübsch dort die Bauernhäuser aussehen! Vor jedem Fenster sieht man auf einem grün angestrichenen Gestell ein paar Blumentöpfe. Hier zu Lande stellt man wohl auch einen Topf vor's Fenster, aber ein Blumentopf ist das nicht!"

„Sie haben Recht! Welche wunderliche Sitte!"

„Landessitte! Der Topf bezeichnet das Schlafzimmer. Dem Burschen, der des Abends zu seinem Mädel schleicht, markirt er das Fenster, in das er später einsteigen wird."

„Wo mag nur das Wirthshaus sein?" fragte Volkmer, der an häufiger Wiederkehr von Durst litt, indem er sich aus dem Wagen spähend hervorstreckte.

„Da ist's!“ sagte der Fremde, „der Kranz von rothgewordenem Fichtenreis bezeichnet es.“

Der Wagen hatte indeß vor einem Hause von traurigem Ansehen still gehalten. Eine ausgespannte Calesche und ein stehengebliebener Futtertrog standen davor. Eine Treppe führte zur engen, niederen Thür und über dieser las man in halbverwischten Buchstaben die Inschrift:

„Dis Haus wirt verschenkt.“

„Hollah! hier kehren wir ein!“ rief Scheernagel, denn so nannte sich der Fremde. „Dies Haus wird verschenkt. Wie glücklich, daß wir noch da zurecht kommen!“

„Tolle Inschrift, der Himmel weiß, was damit gemeint ist!“

„Eine Dummheit jedenfalls und die wollen wir gleich herausbekommen.“

Die Reisenden traten in ein großes, schmutzig und öde aussehendes Zimmer. Ein paar Fuhrleute saßen beim Ofen; ein ältlicher Herr, seiner Kleidung nach ein Geistlicher, saß unweit vom Fenster und verzehrte sein Mittagsessen. Ihm mochte die ausgespannte Calesche gehören.

Der Wirth, der die Reisenden in einem höchst

gebrochenem Deutsch begrüßte, nahm die Aufträge bezüglich des Mittagsmahls hin. Er versprach Rindfleisch, ein Huhn, einen Eierkuchen. Nach langem Suchen in einer Commode, die im Nebenzimmer stand, brachte er ein Tischtuch herbei, das wie ein Leintuch aussah, und breitete es aus.

„Herr Wirth“, fragte Scheernagel, „nun sagen Sie mir auch, warum Sie Ihr Haus wegschenken wollen?“

„Ich — mein Haus?“

„Steht denn nicht über der Thür: dies Haus wird verschenkt?“

„Freilich! Ist ja Gastnahrung! Verschenk' ich Wein und Branntwein und Bier.“

„Sie wollen sagen: ausschenken. Aber noch immer verstehe ich die Inschrift nicht“, sagte Volkmer. „Was hat Ihnen Ihr Haus gethan, daß Sie es weggeben wollen?“

Scheernagel fing zu lachen an. „Nun verstehe ich die Inschrift! Daß das Wort Wirth von dem Schreibekünstler mit einem kleinen w geschrieben wurde, ist die Hauptschuld an der Confusion! Unser Wirth glaubt überdies, er sei sächlichen Geschlechtes; der Wirth, lieber Freund, nicht

das Wirth. „Dieser Hauswirth schenkt aus! wollen Sie sagen!“

„Das sein dumme Witze!“ brummte der Wirth abgehend in den Bart. Laut sagte er: „Seit zwanzig Jahren kehren hier Fremde bei und noch hat sich keiner an Inschrift gestoßen. Wissen Alle, was heißen soll.“

Während Volkmer Messer und Gabel, die neben seinem Teller lagen, sorgfältig am Tischtuch zu reinigen begann, führte Scheernagel, der sich als ein Modellstecher, wie man sie in Fabriken braucht, zu erkennen gab, eine kleine Probe seiner Kunst ab, sich in die Welt zu schicken und diese auszubeuten! Der Geistliche nebenan ließ sich's bei Braten und Bier wohl behagen und Scheernagel, nachdem er ihn lange beobachtet, sagte:

„Sehen Sie, wie es dem frommen Mann dort schmeckt! Mit dem will ich vorerst ein Bischen frühstücken! Sie können dabei auch sehen, wie ein armer Teufel, wie ich, es oft auf Reisen anfangen muß.“

Volkmer wußte nicht, was sein neuer Reisecompagnon meine. Dieser aber hatte sich bereits erhoben und war auf den Geistlichen zugegangen.

„Hochwürdiger Herr“, begann er, „ich bin hocherfreut, Sie so unvermuthet hier anzutreffen! Sie sehen mich verwundert an, und fragen Ihr Gedächtniß, wen Sie wohl vor sich haben, ich aber erinnere mich Ihrer wohl, denn so leutselige Züge vergißt man nicht! Sie sind es ja, den ich vor Jahren in Leitmeritz — —“

„In Leitmeritz?“ wiederholte der Angeredete, sich besinnend, „ich wüßte wirklich nicht — ich war so lange nicht in Leitmeritz — außer einmal vor zehn Jahren bei der Generalversammlung.“

„Eben da, mein' ich — im Jahre 1849, ganz richtig, — es ist wohl lange her, aber der hochwürdige Herr haben sich so wohl conservirt — sehen so wohlerhalten aus — Gott gesegne es! Ich war damals im Alumnat, ein besonderer Liebling des Herrn Bischofs und wurde Euer Hochwürden vorgestellt.“ —

„Vom Bischof? — ich habe nie die Ehre gehabt, ihn zu sprechen“, sagte der Geistliche.

„Nicht vom Bischof, aber von einem Herrn Pfarrer — Pfarrer aus — Gott, Gott, sein Name schwebt mir auf der Zunge —“

„Korinsky vielleicht?“

„Richtig, Korinsky! Es war an einem öffentlichen Orte mit einem großen Garten, und da richteten Sie, hochwürdiger Herr, so edle und ermahnende Worte an mich, daß mir jungem Kerl das Herz im Busen hoch emporschwoll und es mir fortan als der schönste Beruf erschien, für das Wohl christlicher Seelen zu wirken.“

Der Pfarrer, so belobt, zweifelte fortan nicht mehr, daß Alles sich so verhalte, wie der Andere sagte, und war überzeugt, daß ihm noch alsbald Alles einfallen werde. Scheernagel fuhr fort: „Auf dieses Begegnen, Hochwürdiger Herr, müssen wir Eins trinken (der Pfarrer sah sich genöthigt, eine zweite Flasche zu verlangen) und dabei bringe ich den Spruch aus: Möchten Sie nach zehn Jahren abermals so wohl aussehen, wie heute, daß Jeder, der Sie heute gesehen, Sie wieder erkenne, wie ich Sie wiedererkannt habe!“

Dem geistlichen Herrn schien dieser Wunsch eine aufrichtige Freude zu machen; er verlor sich bald in ein längeres Gespräch über Leitmeritz, den Pfarrer Korinsky und erkundigte sich auch nach den übrigen Alumnen von damals. Scheernagel sagte nur immer das, was sich aus dem früheren

Gehörten ableiten ließ und Volkmer, der vom Nachbartisch herüber Alles hörte, konnte sich nicht genug über die unverschämte Fassung seines neuen Begleiters wundern. Dieser hatte inzwischen dem geistlichen Herrn die zweite Flasche austrinken helfen, es sollte an die dritte gehen. Da kam das Diner, das Volkmer für sich und Scheernagel bestellt. Mit einem Male unterbrach sich der Mensch und sagte, sich wie in Verwirrung an die Stirn greifend, plötzlich: „Entschuldigen Sie! Ich irre mich doch — Sie hatten ganz Recht — ich habe Sie mit einem Anderen verwechselt — es ist eine Aehnlichkeit, wie sie selten vorkommt und doch nur eine Aehnlichkeit! — Pardon! Pardon!“

Er kam zum Volkmer zurück und nahm an seinem Mahle Theil, ohne daß sein Appetit durch das bereits Eingenommene beeinträchtigt schien.

Inzwischen vermehrte sich die Gesellschaft. Ein luftiges Wägelchen brachte zwei junge Kaufleute; sie setzten sich zu Volkmer, der, da das Bier zu schlecht war, Wein, den ihm der Dechant mitgegeben, auftragen ließ. Scheernagel's gute Laune elektrisirte Alles. Er war unerschöpflich in guten und schlechten Späßen und da man in

Erfahrung gebracht, daß der Wirth vier Fremde beherbergen könne, beschloß man, gesellig beisammenzubleiben, da man doch so jung nicht wieder zusammen komme.

„Wenn wir etwas spielten!“ sagte Einer der jungen Kaufleute.

„Einverstanden!“ rief Volkmer, „aber etwas Lustiges, ein Hazardspiel!“

Scheernagel warf einen Blick auf die Wand und las — er mußte ein Falkenauge haben — die in allen Wirthshäusern ständige, in beiden Landessprachen abgefaßte Kundmachung warnend ab:

„Das Spiel der Hazard- und reinen Glücksspiele unterwirft nach §. 522 des bürgerlichen Strafgesetzbuches alle Spielenden für jeden Fall der Uebertretung der Strafe von zehn bis hundert Gulden, wovon das eingebrachte Drittheil dem Anzeiger zufällt und wäre derselbe im Falle der Strafe, auch diese ganz nachgesehen wird.

Als verbotene Spiele werden mit Hinsicht auf das allerhöchste Patent folgende erklärt:

Pharao, Basette, Würfeln, Passadieci, Lans-

quenet, Quinze (Quindieci), Trente-Quarante, Rauscheln, Färbeln, Straschak, Sincere, Brennten, Molina, Walacho, Macao, Halbzwölf, Vingt et un, Viribis, Oka (Gespenst), Häufeln (Trommel-Madame) Rouge et noir, Chamburin, Hanserlspiel (auf Kegelbahnen), Zwicken oder Labet, Riemstechen und Zapperln, Lotto und lottoähnliches Tarteln, Doppellotto, Wettspiel-Tarteln, auch Klein- und Judentarteln" —

„Halt ein, Furchtbarer!" rief Volkmer, „wir haben da vorläufig zur Auswahl genug! Welche barocke Namen, allen ehrlichen und allen Gaunersprachen entnommen! Was meinen die Herren zum gemüthlichen Sincere?"

„Einverstanden!"

„Oder zum aufregungsvollen Walacho?"

„Noch besser!"

„Sie sagen nichts, Scheernagel! Sind Sie dabei? Kennen Sie das Spiel?

„Ich muß," erwiderte der Angeredete, „zu meiner tiefen Beschämung bekennen, daß ich leider alle die ebengenannten Spiele und noch ein gutes Theil andere kenne! Also Walacho! Soll

ich Bank geben? Es geht dann in der Reihe herum! Wirth, die Karten!"

Die Karten wurden gebracht und man spielte ununterbrochen von fünf bis zwei Uhr Nachts, denn Scheernagel's unerhörtes Glück brachte Alle zum Rasen. Um zwei Uhr mußte das Spiel eingestellt werden, denn die beiden Kaufleute sowohl als Volkmer waren kampfunfähig geworden. Letzterer hatte an dreihundert Gulden verloren.

„Teufel!" kratzte sich der Maler hinter den Ohren, „bin ich ein Schlemihl! Das Geld, das ich mir in Brieslau verdient, ist hin! Verfluchter Zettel mit der Kundmachung! Wäre er nicht da gehangen und hätte er nicht mit seiner tollen Nomenclatur meine Phantasie erfüllt, wir wären bei einem ehrbaren Spiel geblieben!"

„Ich las ihn noch zur Warnung vor!" sagte Scheernagel mit großem Ernst.

„Ich sehe," sagte Volkmer, daß ich in Ihnen einen der merkwürdigsten Spieler des Jahrhunderts vor mir habe! Es ist, als wäre der Teufel mit Ihnen im Bunde! Ich weiß gar nicht, wie ich nach Prag kommen werde."

„Bin ich nicht da?“ rief Scheernagel. „Halten Sie mich für herzloser als die Banditen von Mexico? Diese pflegen, wenn sie den Reisenden von unnützer Baarschaft befreit haben, zu fragen: wie weit reisen Sie, Senor, und wie viel brauchen Sie? Uebrigens reisen wir zusammen und freue mich wenn Sie mich als Reisemarschall acceptiren. Jeu fini, Messieurs, und Revanche, wann's beliebt!“

Volkmer, der kein Knicker war, faßte sich so gut es ging, und am anderen Tage wurde die Reise nach Prag wohlgemuth fortgesetzt.

Viertes Kapitel.

Paul Meerfeld.

In der Heiligengeistgasse in Prag brennt im dritten Stockwerk eines altersgrauen Hauses schon seit drei Uhr Morgens ein Lämpchen, ein junger Mensch im kattunenen Schlafrock schaut über die Dächer der Stadt hinweg nach dem bläulichen Strom, der sich an der Bergwand hinwälzt. Tags über steht er im Gewölbe, wägt und mißt ab — die schnödeste, geistloseste Beschäftigung — wenn er etwas für seine geistige Ausbildung thun will, muß er die Stunden dem Schlaf entreißen.

Paul Meerfeld — der Sohn des alten Malers in Brieslau, der so herabgekommen war, daß er Schilder malen mußte — war eine jener Gestalten, die gerade durch ihre bescheidene Entsagung dem Himmel die stärksten Vorwürfe zu

machen scheinen. Er war klugen und beweglichen Geistes, aber weich, allzu weich. Sonst bringt das Unglück, wie ein scharfer Wind dem Baum eine starke, moosbewachsene Rinde, der Winter dem Lamm ein rauhes Bließ, so dem Manne Trotz und eine harte Kraft; bei ihm war das nicht der Fall. Das Unglück und die Sorgen lähmten seine Widerstandskraft.

Durch seine freundlichen Eigenschaften hatte Paul sich die Zuneigung seines Oheims erworben, obwohl dieser, ein einsamer Sonderling, sich von seiner ganzen übrigen Familie losgesagt hatte und ganz besonders mit seinem Bruder, Paul's Vater, zerfallen war. Die beiden Brüder hatten vor langen, langen Jahren ein und dasselbe Mädchen geliebt, dies Mädchen hatte den Maler vorgezogen und diesen geheirathet, das legte den Grund zur Entfremdung. Der Maler verzehrte sein väterliches Erbe, verarmte und kam herab; Arnold Meerfeld erwarb ein bedeutendes Vermögen im Apothekergeschäfte, ward aber nie innerlich glücklich und verbitterte sich und seiner Umgebung das Leben.

Als der reiche Hagestolz alterte, krank ward

und bei all seinem Gelde sich einsam und hilflos fühlte, begehrte er nach einem theilnehmenden Herzen. Er hörte zufällig, daß Paul, um den er sich nie gekümmert, in Prag lebe. Er verlangte seinen Neffen zu sehen. Er war ja der Sohn seiner Jugendliebe! Der junge Mann gefiel ihm und es ward von nun an seine Absicht, ihn zu seinem Universalerben einzusetzen. Eine Zeit später lernte Arnold Meerfeld den Dechanten kennen. Dieser war weder dem alten Maler, noch dessen Sohne gewogen. Er fachte den Haß des Apothekers gegen seinen Bruder neu an und redete ihm, einen abergläubischen Zug seines Gemüths benutzend, zu, sein Vermögen der Kirche von Brieslau zuzuwenden. Welche Mittel der Dechant anwandte, um den Mann so gänzlich umzustimmen, blieb ein Geheimniß, genug: als Arnold Meerfeld starb und man sein Testament öffnete, kam es zu Tage, daß er in einem Codicill alle Bestimmungen zu Gunsten Paul's umgeworfen hatte.

Damit waren auch Paul's Hoffnungen, jemals Clara's Hand zu erringen, vernichtet. Der Erbe Arnold Meerfeld's hätte die Einwilligung des

Bürgermeisters erhalten, nimmermehr der einfache Handlungsdiener. Eine tiefe Melancholie erfaßte den jungen Menschen, der von der Höhe seiner Hoffnungen jählings herabgeschleudert war. Er nahm sich vor, Clara zu vergessen und Brieslau nie wieder zu sehen, aber wenn er auch seine Heimath mied, die Liebe aus seinem Herzen zu reißen, gelang ihm nicht. Jeder Brief seiner Schwester rief ihm die Gestalt und die Züge Derjenigen vor die Augen, die Anna's liebste Freundin war.

Seine Hoffnungslosigkeit ging aber zur Verzweiflung über, als er von seiner Schwester erfuhr, daß er an dem in Brieslau so gefeierten Volkmer einen Nebenbuhler gefunden, welcher von Vater und Mutter beschützt werde. Er mußte sich betrübt sagen, daß endlich Clara's Widerstand wie in tausend ähnlichen Fällen, ermatten und ihr Herz sich in das Unvermeidliche fügen werde.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, saß er an einem Sonntage in seinem Dachstübchen, als ihm ein Packet von einer ihm unbekannten alten Frau übergeben wurde. Als er es geöffnet hatte, fand er

viele Schriftstücke und einen diese begleitenden Brief darin.

Wie erstaunt war er, als er nach der Unterschrift des Briefstellers blickte, den in seinem Vaterstädtchen berüchtigten Bielohlawek unterzeichnet zu finden!

„Was hat der Mensch mit mir gemein?“ fragte sich Paul. „Ich hielt ihn schon längst für untergegangen. Was will er von mir?“

Er begann zu lesen. Der Inhalt des Schreibens war folgender:

„Lieber Paul!

Obwohl der Name Bielohlawek so viel als Spitzbube bedeutet, wird es Dir doch nicht gleichgiltig sein, an einen vieljährigen Spielkameraden erinnert zu werden, der Dir einst unentbehrlich war. Wahrscheinlich wirst Du Dich jetzt dieser Erinnerung schämen, aber in meinem Herzen lebt sie noch frisch fort und wenn Du von den Papieren, die ich Dir anbei sende, einen energischen Gebrauch machst, wie ich das von Deinem Verstande erwarte, so wird Dir der Name Bielohlawek zeitlebens der wohlklingendste werden, denn

so wird Dein Retter heißen, Dein Glückgenius, welchen Du Dir jetzt eben nicht ganz nackt, wohl aber in einem erbärmlichen Anzug und mit immer leeren Taschen vorstellen mußt.

Vor ein paar Wochen kam ich an Brieslau vorüber und habe dort in aller Eile einen Schabernack improvisirt, namentlich waren Böhm und der Dechant meine Opfer, zwei Leute, die mich schon als Knaben gequält und auf den Weg gejagt haben, auf welchem ich heute dahin taumele. Sie hätten mehr verdient, allein — ich bin zur Rache zu leichtfertig! Dennoch scheint sich der Zufall oder die Vergeltung meiner bedient zu haben, um den beiden Herren an den Leib zu zu gehen! Es fiel mir nämlich die Brieftasche des tauben Böhm in die Hände. Diese hatte einen höchst mannigfachen Inhalt von aufgefangenen Briefen und Notizen, welche viele Leute von Brieslau graviren. Böhm, der immer im Verdacht stand, das Briefgeheimniß zu verletzen, erscheint hiernach als ein Brieferbrecher aus Neigung und scheint die verbrecherisch gewonnene Kenntniß von Dingen, die ihn nichts angehen, theils zu Denunciationen, theils zu Erpressungen

zu benützen. Kein Wunder, daß sich die ganze Correspondenz zwischen dem Dechanten und dessen Anwalt Dr. Hais vorfindet! Diese Papiere sind ein wahres Glück für Dich, lieber Paul! Aus ihrer Lectüre wirst Du ersehen, welche Mittel angewendet wurden, um Dich zu enterben und das Deinige der Kirche zuzuschanzen. Mit diesen Papieren ausgerüstet, wirst Du die Erbschleicher vernichten, wenn es noch eine Gerechtigkeit auf dieser Welt gibt, in welcher ich schon so viel polizeiwidrige Handlungen ungestraft begangen habe! . . . .

Trete gegen die heimlichen Verbrecher öffentlich auf, und, ist es nöthig, die Quelle zu nennen, aus welcher Du die Documente geschöpft, so nimm keinen Anstand, mich als Zusender anzugeben. Meinem Namen kann nichts schaden und erwischen wird man mich auch nicht, denn ehe Du diesen Brief gelesen, habe ich die Grenzen Böhmens überschritten.

Also, Glück auf, Paul! Werde reich, heirathe, sei glücklich — ich werde mich indeß ohne Neid durch die Welt fechten und, der Himmel weiß, was noch ergreifen, denn, lieber Gott, ich kann

doch auf mein unbestreitbares Recht das Leben zu fristen, einiger lumpigen Paragraphe des Strafgesetzbuches wegen, nicht verzichten. Die Logik ist schlagend. Addio!

Dein Bielohlawek."

Man kann sich denken, mit welcher Hast Paul Meerfeld nach den beiliegenden Papieren fuhr und dieselben durchzulesen begann. Wir lassen hier einige Stellen, die zum Verständniß unserer Erzählung nöthig sind, folgen und bemerken bloß, daß alles Uebrige von gleicher juridischer Wichtigkeit war:

„Aus einem Briefe des Advocaten Dr. Hais Dato 16. September 1852 an den Dechanten:

„Ich lasse den schwer kranken Meerfeld wenig mehr aus den Augen. Die Wärterin, die uns ganz ergeben ist, hat den Auftrag, alle Besuche zu entfernen. Da wir den Testanten einmal dazu vermocht, seinen nichtsnutzigen Neffen zu enterben und sein Vermögen lieber der Kirche seiner Vaterstadt zuzuwenden, so ist nur noch ein Schritt dahin, daß er Sie, verehrter Herr Dechant, zum Erben mit der Verfügung mache, nach eigenem

Gutdünken Kirche, Schule und wohlthätige Anstalten zu betheiligen. Meine Anstrengung ist groß, aber ich ermüde nicht und hoffe, sie wird lohnend sein."

Ein Originalbrief des Doctor Hais, welchen Böhm nicht blos erbrochen, sondern auch behalten, lag bei. Er hatte das endlich im Sinne des Dechanten zu Stande gebrachte Testament begleitet. Er lautete:

„Hochwürden! Der Sieg ist unser. Das Testament befriedigt, ja übersteigt alle Erwartungen. Ich wäre stolz sagen zu können, daß ich der alleinige Urheber des Erfolges sei, aber ich muß mich mit dem Verdienste begnügen, das geschickte Werkzeug in Euer Hochwürden Hand gewesen zu sein. Wir Advocaten, wie eingebildet wir auf unseren Verstand sind, können in manchen Punkten von den geistlichen Herren viel lernen. Ich gestehe offen, daß ich mit all' meiner Sophistik und den schlauesten Manövern, die ich wahrlich nicht gespart habe, bei dem alten, hinfälligen Mann nichts ausgerichtet hätte und derselbe uns ohne Testament in's Jenseits durchgegangen wäre. Als Sie mir, Hochwürden, das Buch

über die Höllenstrafen eingesendet, mit der Weisung, dem Kranken bezeichnete Kapitel, besonders zur Nachtzeit, wo die Phantasie am thätigsten ist, vorlesen zu lassen, schüttelte ich, einseitiger Geschäftsmensch und verrannter Rationalist, ungläubig den Kopf und führte es nur aus, um, wie immer, Ihren Befehl zu respectiren. Aber siehe da, welche Wirkung! Der Kranke, der ganz heiter war, fühlte sich schon nach dem ersten Kapitel so beklemmt, so geängstigt, daß man mit dem Vorlesen inne halten mußte. Am nächsten Abend war die Wirkung noch durchschlagender und am dritten sprach er schon den Wunsch aus, seinen Willen abzuändern und die neue Fassung auf eine seinem Seelenheil mehr ersprießliche Weise einzurichten. Da mußte ich Euer Hochwürden unwillkürlich bewundern, ein so großes Ziel mit einem so kleinen Mittel erreicht zu haben. Da sah ich den herrlichen Seelenarzt. Es will es sich für künftige Fälle hinter die Ohren schreiben

Euer Hochwürden ergebenster

Dr. Hais.

P. S. Ich bedaure, daß Ihnen der durch mich bestellte Champagner nicht mundet. Offenbar hat

die Firma eine mindere Qualität gesandt. Was doch die Menschen für Schufte sind!"

Als Paul Meerfeld alle Blätter durchgelesen, war er in eine fieberische Aufregung gerathen. Das vorherrschende Gefühl in ihm war die Empörung über die Schandthat, ohne daß noch die Vortheile ihm zum Bewußtsein kamen, welche die gerichtliche Ahndung derselben für ihn nach sich ziehen mußte. Von diesem sittlichen Zorne gestählt, rollte er die Papiere zusammen und stürzte zu seinem Freunde, dem Advocaten Elmer, einem ebenso talentvollen als ehrlichen Manne, um dessen Rathschläge einzuholen.

„Das ist ein unschätzbarer Fund," sagte der Advocat zu Paul, nachdem er die Schriftstücke geprüft, „ich kann Ihnen, mein junger Freund, das feste Versprechen geben, daß wir den Räubern die Beute auf der Schwelle ihrer Höhle entreißen werden! Zwei Wege, diesen Zweck zu erreichen, stehen uns frei — der erste Weg, von den Schuldigen die freiwillige Herausgabe zu fordern, der zweite, sie vor das Gericht zu ziehen. Ich denke aber, daß sie unter dem Drucke dieser Schuldbeweise sich den harrenden Scandal

der öffentlichen Verurtheilung ersparen werden. Ich gratulire Ihnen, lieber Paul, im Voraus zu dem Vermögen, das fortan Ihnen gehört, und bin gewiß, daß Sie, reich geworden, nicht der schönen Bürgermeisterstochter untreu werden."

Er drückte dem jungen Manne wohlwollend die Hand und Paul entfernte sich in ganz anderer Stimmung, als er gekommen, mit den heitersten Aussichten in seine Zukunft.

Fünftes Kapitel.

Im Atelier.

Die lachende Julisonne blickte in ein geräumiges Maleratelier, das auf der oberen Neustadt, in einem Hintergebäude, zwischen Gärten gelegen war. Dort, zwischen angefangenen und halbbeendigten Bildern, die theils auf Staffeleien stehen, theils an den Wänden hängen, steht unser Freund Volkmer vor einer großen aufgespannten Leinwand, auf welcher er mit Kreide einige Umrisse gezeichnet hat. Er hält ein altes Büchlein in der Hand, die Palette mit den Farben liegt noch ungebraucht unfern auf einem Tische.

Das Büchlein war eine Legendensammlung der Heiligen. Volkmer las heute schon zum zweiten Male darin das Leben des heiligen Einsiedlers Procop, in der Absicht, sich in den Charakter und

das Wesen des Mannes, den er darstellen sollte, recht zu vertiefen.

„Die Situation, in der ich den Heiligen auffasse“, sagte Volkmer zu sich selbst, „scheint mir ganz leidlich gewählt. Der fromme Eremit verbindet die Wunden eines Kriegsknechtes, der von seinem Trupp abgeschnitten, bewußtlos unter einem Baume zusammengesunken ist. Ich habe ihn in das Waldthal hineingestellt, in welchem er gelebt, und das ich aus eigener Anschauung kenne. Man sieht in die Höhle, deren einzige Möblirung aus einem Betschemmel und einem Todtenkopfe besteht. In dem lichten, dünnen Walde, der den Hintergrund bildet, sieht man noch die Reste der beiden kämpfenden Haufen, aber der fromme Troglodyt hat sich herausbegeben, unbekümmert darum, ob noch die Pfeile von den Armbrüsten fliegen. Ein Kreis des Friedens scheint um seine Klause gezogen zu sein, helles Licht fällt ihm auf Haupt und Schulter. Aus dem dichten Farnkraute, das den Eingang der Höhle umwuchert, blickt das weiße Kaninchen hervor, das sein Gefährte war.“

Er nahm die schwarze Kreide, zeichnete wieder

einige Details, warf dann das Buch hin und ging an's Fenster. Er war offenbar nicht in einer dem Schaffen ganz günstigen Stimmung.

„Es ist doch toll“, sagte er, „daß ich von heute an vielleicht monatlang über einer Arbeit sitze, die mir nichts einträgt, während ich andere lucrative Bestellungen liegen lasse oder von mir weise! Und doch habe ich mir vornehmen müssen, fortan ein guter Hauswirth zu sein! Was mir die Bilder im Brieslauer Schlosse eingebracht haben, das hat mir Musje Scheernagel abgenommen, und statt zu versuchen, das Deficit durch eine lohnende Thätigkeit zu decken, arbeite ich fortan rein zur Ehre Gottes. Was mache ich mit dem Ehrenbürgerrecht von Brieslau? Man muß einige Flaschen im Kopfe haben, um so einen Ehrgeiz in sich aufkeimen zu fühlen. Was verleitet mich zu dieser Großmuth? Clara's schöne Augen, die Hoffnung von ihrem Munde ein Wort des Beifalls zu hören, der Gedanke, daß sie, wenn dieses Bild auf seinem Platze steht, jeden Morgen an mich denken muß, sie, die fleißige Kirchengängerin! Ach ja, das ist auch ein Lohn! Und daher auf, zur Arbeit! Ich will das Bild so fleißig und

liebevoll behandeln, wie irgend Eins, das mir mit Gold aufgewogen werden sollte."

„Wenn ich nur", fuhr er nach einer Pause fort, „ein Modell für den Heiligen hätte! Ich möchte etwas recht Charakteristisches und Frappantes hinstellen und weiß nicht was ich wählen soll." . . . .

Da that sich die Thüre leise auf und Frau Brigitte, des Malers Haushälterin, sah herein.

„Herr Volkmer", sagte sie, „Gott weiß, was Sie für Bekanntschaften haben! Da ist ein abgerissener, vagabundenmäßig aussehender Kerl draußen, behauptet, Ihnen bekannt zu sein, und verlangt durchaus, Sie zu sprechen."

„Hat er seinen Namen genannt?"

„Er will sich nicht nennen! Das eben ist so verdächtig."

„Nur herein mit ihm! Ihnen scheint Jeder verdächtig, der nicht wie ein Geck aussieht."

Frau Brigitte ging mißvergnügt murmelnd hinaus und nach wenig Augenblicken trat eine Gestalt in's Zimmer, die wirklich verzweifelt aussah.

„Scheernagel!" rief Volkmer. „Doch wie sehen

Sie aus? Wie abgekümmert und verwahrlost! Kommen Sie aus dem Spital? Wenn ich Sie mit dem Menschen vergleiche, mit dem ich die heitere Reise von Brieslau hierher gemacht, traue ich meinen Augen kaum! Kann man denn wirklich in so kurzer Zeit so miserabel herabkommen!"

Scheernagel lächelte schmerzlich, athmete tief auf und setzte sich in den Lehnstuhl, den Volkmer ihm anbot.

„Ich habe mich wieder einmal", sagte er „in der Welt herumgetummelt und mein altes Unglück wieder an mir erfahren. Ich glaube, ich bin bestimmt, nie gescheit zu werden."

„So scheint es."

„Allerdings, und das ist sehr traurig."

„Sie schienen doch leidlich bei Casse. Dann hatten Sie auch mir ein hübsches Sümmchen in jener verhängnißvollen Nacht abgenommen. Wohin ist das gegangen?"

„Den Weg alles Geldes!" rief der Vagabund. „Als Sie mich zuletzt sahen, war ich auf dem Wege nach Pesth, wo mich ein festes Engagement erwartete. Ich hatte an 500 Gulden Baarschaft in meiner Tasche. In Wien angekommen, ver-

führt mich der Teufel in den Circus einer Kunstreitergesellschaft zu treten. Sie müssen wissen, daß ich mich ungemein für Pferde interessire und fast ein Jahr lang Stallmeister bei solch einer Bande war. Im Circus finde ich eine kleine, nette Reiterin wieder, die ich einst in Bukarest protegirt hatte. Wir feiern ein rührendes Wiedersehen, ich werde in allen meinen Plänen unschlüssig; einige Wochen gehen ganz angenehm vorüber —"

„Ich errathe das Uebrige."

„Die Stelle in Pesth war nicht wieder zu bekommen. Es trieb mich zurück. Ich denke nämlich viel an Amerika, an Kalifornien. In solch' einem Lande würde ich gewiß mein Glück machen! Einstweilen bin ich hier. Können Sie mir irgend eine Aushilfe schenken? Ich sage „schenken", denn wenn ich sagte, leihen, so wäre das eine nichtswürdige Redensart!"

Volkmer sann einen Augenblick nach, betrachtete den vor ihm Stehenden und sagte dann plötzlich und rasch von einem Gedanken durchzuckt, der ihm willkommen schien:

„Sie verlangen Hilfe! Ich mache Ihnen einen

Vorschlag. Ich brauche ein Modell für einen heiligen Einsiedler — er soll abgezehrt, verkommen, bizarr, Ribera-artig aussehen. Wenn Sie mir einige Tage lang sitzen wollten — ich zahle gewöhnlich für die Stunde —"

„Ich soll Modell werden? —"

„Scheint Ihnen das so demüthigend?"

„Freilich, freilich!" rief Scheernagel im Tone bittrer Reue und Entzweiung mit sich selbst, indem er die Mütze auf die Erde warf, „mich darf nichts mehr demüthigen! Ich elender Kerl tauge zu gar nichts mehr, als einen Heiligen darzustellen, der von Fröschen und Heuschrecken lebt!"

Er versank in ein ärgerliches Nachdenken.

„Worüber denken Sie nach, lieber Scheernagel?" fragte Volkmer, als das künftige Modell den Kopf senkte und tief abwesend schien.

„Ei, nur darüber," erwiderte Scheernagel ärgerlich, „wie das bürgerliche und religiöse Leben doch fortwährend im Widerspruche stehen! So einen Bettelbruder canonisirt man, während die Heiden vom Bezirksgerichte ihn in's Loch stecken. Der Weltmann sagt: Der Kerl dort ist jung,

stark und kräftig: er soll dreschen oder Lasten tragen, wofern wir ihn nicht als unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft betrachten wollen; was aber den Himmel anbetrifft, so ist dieser voll von Leuten, welche jung und kräftig nie etwas gethan haben, als die Hand nach Gaben auszustrecken und dabei den Rosenkranz abzubeten! Wäre das Wort: „Hier ist das Betteln verboten" von jeher an allen Straßen gestanden, nie hätten sich soviel heilige Bettler und Hungerleider durch die Welt geschlagen. Doch — dies gehört Alles nicht hierher, ich kann es nur leider nicht lassen, fortwährend über die Welt zu reflectiren. Ihr Anerbieten mit dem Modellstehen ist mir ganz willkommen. Und brauchen Sie einen recht abgezehrten, desolaten, eklen, lumpigen Heiligen, so haben Sie offenbar an mir den rechten Mann gefunden. Wann wollen wir anfangen?"

„Sogleich, wenn es Ihnen recht ist!"

„Freilich; denn wenn ich mich allmälig wieder herausmäste und zu einem anständigen Menschen herausarbeite, tauge ich immer weniger zu einem Vorbilde für Sie! Sie werden gut thun,

den jetzigen Moment zu fixiren. Auch meine jetzige Selbstzerknirschung wird sich auf dem Bilde gut machen!“

„Toller Kauz,“ meinte Volkmer, „warum sind Sie nicht hier geblieben? An mir hat es nicht gelegen, ich versuchte, Sie festzuhalten. Aber Sie brannten gewißermaßen durch.“

„Gewiß brannte ich durch! Verdammtes Zigeunerblut!“ Er schlug sich wild vor die Stirn.

„Jetzt erst fällt mir eine Frage ein, die ich an Sie vielleicht schon früher hätte stellen sollen. Haben Sie schon gefrühstückt?“

„Schon oft, heute aber noch nicht!“ erwiderte Scheernagel, sich selbst verspottend.

„Da wollen wir gleich Rath schaffen,“ sagte Volkmer, indem er sich erhob, Brigitten den Befehl zu ertheilen. „Indessen aber könnten wir gleich an das Bild gehen. Ziehen Sie die Mönchskutte an, die dort auf dem Stuhle liegt. Ich habe sie mir vorgestern im Franciskanerkloster ausgeliehen, da ich Tag für Tag auf ein Modell wartete. Ehe das Frühstück fertig ist, wollen wir die Figur ein bischen anlegen.“

Scheernagel that, wie ihm geboten, er legte

Rock und Weste ab, wobei ein feines, aber zerrissenes Hemd zum Vorschein kam, zog dann die Kutte an, umgürtete sich mit dem Stricke und stieg auf die Estrade hinauf, die der Maler für seine Modelle hatte bauen lassen. Volkmer zog nun die Vorhänge, die an Schnüren liefen, zusammen, ließ das Licht auf's Wirksamste auf die Gestalt fallen, die sich bereits in die gehörige Positur gestellt hatte und blickte sein Modell lange an. Er konnte sich vor Wohlgefallen kaum lassen.

„Nun," sagte er zu sich, „wenn dies kein gutes Bild wird, will ich nie mehr an die Stimmung glauben, die uns vor dem Ergreifen des Pinsels beseelt! Komm über mich, Geist des Dominichino, der so oft fromme Einsiedler, Geist des Lesueur, der so oft die Karthäuser gemalt!"

Er machte die Palette bereit, während Scheernagel das Frühstück verschlang.

Ein paar Minuten später ging Volkmer an die Arbeit und in anderthalb Stunden wurde so viel gethan, daß schon Haltung und Ton in's ganze Gemälde kam und der Kopf des Heiligen mit einer wahren Porträtähnlichkeit hervortrat.

„Nun kommen Sie herab und sehen Sie sich an!“ rief Volkmer.

Scheernagel eilte herab.

„Was sagen Sie zu dem Bilde?“

Scheernagel betrachtete den Entwurf und schmunzelte, von der schlagenden Aehnlichkeit angenehm überrascht.

„Nun?“ fragte Volkmer erwartungsvoll.

„Sehr gut!“ rief Scheernagel. „Sehr interessant! Was glauben Sie? Wie lange muß man nichts Warmes im Leibe gehabt haben, um so interessant auszusehen?“

„Haben Sie denn schon wieder Appetit?“ fragte Volkmer, der die Worte als eine Anspielung auf ein zweites Frühstück nahm. Er hatte erwartet, daß das Modell länger bei dem Kunstprodukte verweilen würde, denn Künstler hören selbst von Laien etwas Schmeichelhaftes gern.

„Sie halten mich wirklich für einen Vielfraß!“ gab Scheernagel zur Antwort. „Schon wieder frühstücken? Jetzt ist's zwölf Uhr und da pflegen ordentliche Leute sich zu Tische zu setzen. Solch ein ordentlicher Mensch bin auch ich.“

„Sie sollen bekommen, was meine Haushälterin im Vorrath hat!“

„Vortrefflich!“

Volkmer ertheilte Befehle und mehrere Schüsseln wurden aufgetragen.

Scheernagel verzehrte den ganzen Inhalt und wollte sich gleich darauf entfernen.

„Kommen Sie ja Nachmittag gegen Drei wieder,“ sagte Volkmer. „Ich fürchte, daß, wenn Sie so fortfahren, Sie bald eher einem Bachus ähnlich sehen werden, als einem Büßer und Asceten.“

„Schon Nachmittags soll ich wieder kommen?“ fragte Scheernagel bedenklich. „Hören Sie, das wird für uns Beide zu anstrengend sein! Das Sitzen ist überhaupt meine Leidenschaft nicht. Ich habe ein Spielchen vor, denn, weiß Gott, ich habe schon wochenlang keine Karte in der Hand gehabt. Da Sie aber darauf bestehen, so will ich Ihnen den Gefallen thun! Punkt drei Uhr bringe ich Ihnen meine mit Haut überzogenen Knochen wieder her. Adieu!“

Sechstes Kapitel.

Noch im Atelier.

Von diesem Tage an mußte Scheernagel täglich zu Volkmer kommen und das hatte das Gute, daß das Altarbild auf das rascheste seiner Vollendung entgegenging, da ohnehin die Einlieferungszeit sehr kurz gemessen war Das Bild gelang in überraschender Weise, so zwar, daß der Maler und Alle, die es sahen, entzückt waren. Der Künstler hatte ein helles Sonnenlicht auf die Figur des Heiligen zu concentriren verstanden und in diese Figur ein Leben hineingelegt, das durch charakteristische Wahrheit jeden Beschauer frappiren mußte. Der Kopf des Heiligen war so vortrefflich modellirt, so lebendig im Ausdruck und so wahr in der Farbe, daß er im vollen Sinne des Worts aus der Leinwand heraus-

zutreten schien. Alle Welt beglückwünschte Volkmer, der nach Aussage der Kenner diesmal sich selbst übertroffen hatte.

Eines Abends kam Scheernagel in's Atelier und fand Volkmer noch bei seiner Arbeit, am Hintergrund und an der Luft malend. „Wie fleißig Sie sind!" rief er. „Jung sind Sie, könnten sich amüsiren und plagen sich doch den ganzen Tag."

„Wohl", erwiderte Volkmer. „Aber die Plage macht mir Freude. Ich arbeite, wie und wann ich will, ich bin frei."

„Das glaubt so Mancher, der's nicht ist. Es geht den Menschen wie den Pferden. Jeder ist angespannt und macht sich's weiß, er gehe auf der Spazierfahrt seinem Vergnügen nach. Jeder ist mit Gurt und Riemen an die Deichsel festgeschnallt, über Jedem schwebt die Peitsche, er aber sagt, das sei nur eine heilsame Schranke, die ihm seine wahre Richtung anweist und seine wahre Freiheit nimmermehr beeinträchtige."

„Sie mögen Recht haben, edler Philosophus," sagte Volkmer. „Aber sind Sie frei, der Sie

wie ein ausgerissenes Pferd herumgaloppiren? Hin und wieder treibt Sie die Noth an die Krippe und kaum sind Sie dort, sitzt Ihnen wieder ein Reiter auf dem Buckel!"

„Den ich jedesmal wieder abwerfe, sanft oder unsanft."

„Hoho! So übermüthig! Wollen Sie mir wieder durchbrennen?"

„Wie sollte ich durchbrennen wollen? Wie sollte ich übermüthig sein? Das ist man nur, wenn man Geld hat. Ich habe keins."

„Und werden nie welches haben, wenn Sie Ihre Lebensweise nicht ändern. Wie kann ein Mensch von Ihren Fähigkeiten und Talenten ein so unnützer Kerl, ein solcher Lump sein!"

„Schief beurtheilt zu werden, ist das Verhängniß aller Leute von Geist. Sie sollten über mich ein gerechteres Urtheil fällen!"

„Wie kann ich das? Sind Sie nicht ein absoluten Taugenichts?"

„In der Augen vieler Leute, freilich."

„Dies ewige Spielen —"

„Macht mir Vergnügen!"

„Das Reisen, Vagabundiren —"

„Hätte ich Geld, würde das Niemand tadeln. Vagabund oder Tourist heißt man je nach seinem Rocke.“

„Doch muß sich der Mensch einen Herd schaffen. Der Herd —“

„Mag eine Zuflucht sein, wenn man sich müde gelaufen. Es gehört eine großartige Beschränktheit dazu, ihn schön zu finden.“

„Haben Sie mir nicht eingestanden, daß Sie oft von der Börse Anderer gelebt haben?“

„Freilich, wenn ich keinen anderen Ausweg hatte! In anderen Fällen habe ich meine Börse wieder mit Anderen getheilt.“

„Haben Sie mir nicht gestanden, daß Sie einmal einen Mantel gestohlen?“

„Es war im Winter! Der Mensch gehört nicht zu den Pelzthieren.“

„Bedenken Sie Ihre vielfachen guten Gaben und Fähigkeiten! So, wie Sie jetzt sind, wozu sind Sie zu brauchen?“

„Im schlechtesten Fall doch noch zu einem Heiligen! Ich werde viele Menschen andächtig stimmen!“

Während dieses Gesprächs hatte Scheernagel

ein Bündel, das er bisher unter dem Arme gehalten, sachte auf einen Stuhl gelegt. Volkmer warf einen Blick darauf und rief: „Das ist ja die Franciskanerkutte! Drei Tage lang suche ich sie in allen Winkeln. Warum haben Sie sie fortgetragen? Haben Sie sie daheim als Schlafrock gebraucht? Sie wissen, daß sie nicht mir gehört!“

„Ueber diesen Punkt!“ erwiderte Scheernagel spitzbübisch lachend, „sollen Sie später volle Aufklärung erhalten. Genug, die Kutte hat ihren Zweck erfüllt und in aller Stille Wunder gewirkt. Ich bringe sie Ihnen unversehrt zurück und will sie nie mehr wegtragen.“

„Dahinter steckt wieder ein Schelmenstreich —“

„Auf alle Fälle ein höchst unschuldiger! Einer, der allen Betreffenden und zuletzt auch Ihnen Freude machen wird.“

Scheernagel war nicht zu bewegen, mehr zu sagen und Volkmer drang nicht weiter in ihn. Er hatte von seinem Modelle, trotzdem er von vielen seiner Streiche wußte, eine viel zu gute Meinung, als daß er hätte glauben sollen, es sei mit der Kutte ein verbrecherischer Mißbrauch ge-

trieben worden, und war überzeugt, daß der närrische Kauz ihm nächster Tage von freien Stücken Alles erzählen werde. Scheernagel fuhr fort:

„Sie glaubten vorhin, ich wolle wieder durchbrennen und ziellos in die Welt hinein fahren. Im Gegentheil, ich gedenke vor der Hand hier zu bleiben und ein solides Leben zu beginnen. Bieten Sie mir die Hand, daß ich's kann! Erlauben Sie mir, daß ich in ihrem Atelier schlafe, und richten Sie's so ein, daß ich von Zeit zu Zeit — nicht alle Tage, denn ich bin zuweilen eingeladen — mein Essen bei Ihnen finde. Dafür will ich Ihnen als Modell, Farbenreiber, Laufbursche, kurz als Factotum dienstbar sein. Lohn nehme ich nicht an, das würde mich in meinen Augen entwürdigen."

„Ich gestehe," sagte Volkmer, „daß ich Sie gern um mich habe, aber Sie sind abscheulich verwöhnt. Ich werde Sie nie finden, wenn ich Sie eben brauche. Dabei ist mir's nicht recht klar, wovon Sie eigentlich leben wollen. Vor der Hand, bis Sie eine Ihnen zusagende Stellung finden, will ich Ihnen allerdings Kost und

Wohnung geben. Doch auch darüber sollte ich eigentlich erst mit meiner Haushälterin reden —"

„Der Zustimmung der Frau Brigitte kann ich überzeugt sein," rief Scheernagel. „Die protegirt mich jetzt eben so sehr, als sie mich sonst haßte und beargwöhnte."

Von da ab war Scheernagel bei Volkmer einquartiert; er zog mit einem Bündel ein, das nicht fünf Pfund wiegen mochte. Er leistete hundert kleine Dienste und bewährte sich als ein so lustiger und humoristischer Kauz, daß er dem Maler zuletzt unentbehrlich wurde. Nie gingen die Anekdoten ihm aus und Volkmer stand noch einmal so gern an der Staffelei, wenn sein Modell und Farbenreiber, Diener und Hausvogt in einer Person anwesend war und ihn mit seinen Einfällen erheiterte.

Volkmer war inzwischen mit seinem Freunde, dem Bürgermeister, in brieflicher Verbindung geblieben. Er gab ihm über seine Vermögensverhältnisse Bericht und bat ihn, dahin zu wirken, daß sein Andenken bei Clara nicht erlösche. Eichler's Briefe ließen das Beste hoffen und Volkmer war glücklich. Wenn er auf ver-

gangene Zeiten zurücksah, mußte er sich sagen, daß er meist ein unerhört großer Schlemihl, ein wahrer Pechvogel gewesen, dem ein tückischer Geist Alles zu Tort zu machen schien. Bald hatte ihn sein Leichtsinn in Händel, bald seine Gutmüthigkeit in Verlegenheiten gestürzt; das Vertrauen, das er allzuleicht wegschenkte, ward ihm nur zu oft übel gelohnt; sein Herz, das leicht in Flammen zu setzen war, verliebte sich meist am unrechten Orte und so war sein Leben eine Odyssee voll Fährlichkeiten, Fehlrechnungen und kleiner Stürme, eine Reise, bei der das Boot nur zu oft auf Sandbänken festsaß und plötzlich leck wurde. Sein angeborener leichter Sinn hatte ihm über Alles hinwegeholfen. Nun aber schien's, als ob sein Horizont sich kläre und sein Schiff nur geradeaus in den schönsten Hafen einzulaufen habe. Alle Liebesgötter bliesen in seine Segel. Kein Wunder, daß sein Pinsel rascher und sicherer arbeitete und daß ihm mit kühnerem Wurf gelang, was er sonst mit aller Mühe und Berechnung vergebens erstrebt hatte.

So kam der September heran. Das Bild

des heiligen Procop war fertig. Scheernagel, der sich inzwischen längst wieder zu einem anständigen Menschen herausgefüttert hatte, half bei der Verpackung und sah dabei oft so spitzbübisch drein, daß es dem Maler auffiel. Er fragte, warum er lache?

„Kümmern Sie sich nicht um meine Mienen," sagte Scheernagel. „In meinem verwitterten Gesicht prägt sich oft das einfachste Gefühl ganz seltsam aus. Sie haben da ein Werk vollendet, das Ihnen tausend und abermals tausend Pinselstriche gekostet, auch ich habe meinen Antheil daran — das stimmt mich heiter! Reisen Sie glücklich und ernten Sie den Lohn, den solch ein Bild verdient. Auch ich werde auf Ihre Erfolge stolz sein, wenn ich gleich im Interesse meines Cadavers wünschen muß, nie wieder in die Lage zu kommen, so viel Hunger zu leiden, um zum Modell eines so abgemergelten Einsiedlers verwendbar zu sein."

Er drückte dem Maler, den er wirklich liebgewonnen zu haben schein, theilnehmend die Hand.

Tags darauf war Volkmer abgereist. Er hatte vor seinen Freunden, sowohl, wie vor Brigitte

und Scheernagel das Ziel seiner Fahrt nicht näher bezeichnet, weil er doch noch des Gelingens seiner Pläne nicht völlig sicher war und es vorzog, im besten Falle seine Freunde mit der fertigen Thatsache zu überraschen.

Siebentes Kapitel.

Das Bild.

Den Fuß mit Tüchern umwickelt, lag der ehrenwerthe Dechant von Brieslau auf seinem Sopha; ein Kübel mit Wasser, in welchem Eisstücke schwammen, stand unfern auf einem niederen Bänkchen.

„Hab' ich doch Unglück!“ murmelte der Dechant. „Wie oft bin ich die bewußte Treppe hinabgeschlichen, ohne zu straucheln ohne zu fallen; diesmal, zwei Tage vor unserem großen Kirchenfeste, rutsche ich und verstauche mir den Fuß! Es ist freilich verflucht dunkel auf der Treppe, sie dreht sich fortwährend und geht endlos herab, daß mir's oft vorkommt, ich stiege vom Thurm zu Babel herunter! Dabei die Angst, daß irgend Jemand im Hause aufwachen könne und mich

überrascht. . . . Reizende Bäckerin, das Alles leide ich um Deinetwillen! Ich litte es gern, wenn nur das Fest nicht wäre, das Fest! Mir ist immer, als könnte ich morgen in keinen Stiefel hineinkommen. Freilich, der Doctor gibt guten Trost. Er sagt, ich werde bis morgen eilf Uhr vollkommen sicher und schmerzlos auftreten können, aber vollkommene Ruhe bis dahin sei Bedingung der Heilung. Zu einer Zeit, wo es so viel zu thun gibt, Ruhe! Zu einer Zeit, wo ich überall selbst nachsehen sollte! Es ist wirklich oft, als ob ein tückischer Dämon mit uns spielte! Au! Wieder diese Stiche — bis in's Knie herauf! Einen neuen Umschlag! Was wohl der Bischof sagen würde, wenn er mich hinken sähe? Die Leute sind alle neugierig und denken immer das Schlimmste. Und rede ich mich mit der Gicht aus, so heißt es gleich: das kommt vom Wohlleben! Ich wollte, der morgige Tag wäre vorbei. So eine Tafel macht furchtbare Ausgaben und ist höchst ungemüthlich. Einer haßt den Anderen und spielt Komödie . . . . Wenn nur auch schon das Bild da wäre und der Volkmer. . . . . Es ist unbegreiflich, wie der Junge

das Alles so auf den letzten Augenblick lassen kann!"

Der Dechant seufzte, nahm die Tücher abermals vom entblößten Fuß herab, prüfte die Geschwulst, die noch immer ziemlich prall und schmerzhaft war, und legte einen neuen kalten Umschlag auf. Dann klingelte er und gleich darauf stand Saphirin Sembera im Zimmer.

Saphirin Sembera war ein hagerer, junger Mann von ungefähr siebenundzwanzig Jahren, seit einigen Wochen Caplan in Brieslau. Festgebannt auf seinem Gesicht war ein demüthiges Lächeln, als ob er fortwährend sagen wollte: Entschuldigen Sie gütigst mein Vorhandensein! Nur die Augen, die dunkel und lebhaft waren und manchmal mit einem überraschenden Glanze hin und herfuhren, verriethen dem Menschenkenner, daß er es hier nicht, wie man beim ersten Blicke meinen konnte, mit einem Dummkopfe, sondern mit einem frommen Duckmäuser zu thun habe.

„Nun, Saphirin", fragte der Dechant, sich ein wenig aufrichtend, „ist Alles in Ordnung ge-

bracht? Ist Alles zum Empfang des Bischofs vorbereitet?“

„Alles!“ erwiderte Saphirin. „Seine bischöflichen Gnaden können jeden Augenblick einziehen.“

„Sehen die Zimmer gut aus? Ich meine, die Zimmer für Seine Gnaden sowohl, wie für seine Begleitung?“

„Alles dürfte zur Zufriedenheit Seiner Gnaden ausgefallen sein. Die neuen Möbel sehen sehr gut aus. Es ist nichts vergessen worden. Der Betschemel ist da, auch der Leibstuhl. Alles, was zum Comfort gehört. Leider muß ich berichten, daß die Köchin in Betreff des Reh's in großen Sorgen ist —“

„Das hab' ich mir gedacht!“ rief der Dechant in dem Tone, in welchen man ein schweres Unglück vorher sagt, und zog die Nasenflügel in die Höhe. „Unser Keller ist wirklich gar nichts werth!“

„Hochwürden können versichert sein, daß die Köchin Alles thun wird, um den Defect zu cachiren.“

„Die Köchin ist brav!“ sagte der Dechant mit

einer wohlwollenden Kopfbewegung. „Aber die Kirche, Saphirin, die Kirche! Wie sieht es in der Kirche aus? Ich bin in Verzweiflung, daß ich in Folge dieser unglückseligen Luxation nicht Alles inspiciren kann!“

„Ich glaube,“ erwiderte Saphirin, „Euer Hochwürden werden auch in diesem Punkte zufrieden sein.“

„Aber das Bild, das Bild von Volkmer, das an die Stelle des alten Bildes kommen soll —“

„Das Bild ist ja schon da!“ gab Saphirin zur Antwort.

„Und man sagt mir nichts davon?“ rief der Dechant erstaunt.

„Wahrscheinlich,“ sagte Saphirin, „wollte der Maler die Ankunft des Bildes selbst melden. Es ist eingetroffen, er hat das Bild voraus geschickt. Die Kiste steht in der Sacristei.“

„Nun,“ sprach der Dechant mit freudiger Bewegung, wie wenn er sich aufrichten wollte, „gehen Sie hinab, lassen Sie die Kiste vorsichtig öffnen — ja vorsichtig — und mir das Bild heraufransportiren!“

Saphirin ging mit dem Auftrage voll Ergebenheit hinaus.

Nach einer Viertelstunde kam er und wollte mit sehr schmerzlichem Gesichte eine Meldung thun, als ihm der Dechant, von seinem fatalen Gesichtsausdruck erschreckt, zuvorkam:

„Gewiß ein Malheur geschehen! Man hat ein Loch in das Bild gerissen! Ich zittre am ganzen Leibe!“

„So strafen,“ erwiderte der Angeredete, „dürfte uns fürwahr der Himmel nicht, an dem Tage, da wir ihn verherrlichen. Das Bild ist unversehrt! Ich wollte nur melden, daß alle Versuche, dasselbe die schmale Treppe heraufzubringen, vergebens sind.“

„Ist es denn so groß?“ fragte der Dechant, einer bejahenden Antwort freudig entgegenlächelnd.

„Ein Riesenbild!“ gab Saphirin zur Antwort.

„So!“ rief der Dechant entzückt. „Eben so groß, wie das Altarbild unseres Nachbars, des Vicars?“

„Entschieden größer.“

„Größer?“ rief der Dechant mit einem Freu-

denschrei. „Wird sich der Vicar ärgern! Da macht uns der Volkmer ein fürstliches Geschenk! Nun, und wie finden Sie das Bild? Reden Sie, schildern Sie, lieber Saphirin!“

„Wundervoll, Herr Dechant, höchst effectvoll,“ antwortete der Caplan. „Der Heilige ist eine höchst frappante Erscheinung. Er lebt, so zu sagen, er sieht Einen an, es ist, als ob er Einen anreden wollte. Der Heilige befindet sich vor seiner Zelle und ist eben daran, einen Verwundeten zu verbinden —“

„Ich wollte, er wäre da, mir zu helfen!“ seufzte der Dechant.

„Der Gesichtsausdruck des Heiligen ist so beredt, so wahrheitsmäßig — es ist ewig Schade, daß Hochwürden nicht hinabgehen können — das Gemälde ist ohne Frage ein Meisterwerk! Wären die Farben nicht so frisch, so sollte man es für ein Bild aus der besten Zeit halten, als noch die Künstler nicht allein für die Kunstausstellungen, sondern für einen höheren, geistlichen Zweck arbeiteten. Denken Sie sich einen sonnverbrannten, wildlockigen, markirten Kopf, mit zwei schwarzen, feurigen Augen, deren Gluth

aber den Betrachtenden nicht sticht, sondern mild erwärmt. Das ist der Heilige. Seine Haare sind in Unordnung und bezeugen den gänzlichen Mangel an Eitelkeit, die Stirn ist edel und glatt, man sieht, daß hinter ihr nur gottgefällige Gedanken wohnen, die Wangen sind eingesunken und abgezehrt von freiwilligen Fasten und Entbehrungen; von den halbgeöffneten Lippen scheint gleichsam der Balsam christlicher Zusprache zu fließen, ein trotziges, festes Kinn — von dünnem Bartwuchs bedeckt, fordert die Versuchungen der ganzen Hölle heraus und aus dem Ganzen weht uns als höhere Idee die Sehnsucht entgegen, bald, recht bald in eine bessere Welt zu kommen, am liebsten als Märtyrer oder Blutzeuge! . . .“

„Ei Saphirin,“ rief der Dechant, „Sie verstehen sich ja auf Bilderkritik wie ein Kunstkenner! — Ihre Schilderung reißt mich mit, reißt mich mit! — ich sehe das Bild klar vor mir! Ich habe es immer gesagt, Volkmer ist ein großes Genie! Ein sehr großes Genie!“

„Ich will mit meinem Lobe gegen ihn nicht sparsam sein,“ versetzte Saphirin. „Wenn Sie

und der Bischof dasselbe thun, malt er uns vielleicht noch ein Bild für den kleinen Seitenaltar gratis."

„An mir soll es nicht liegen," meinte der Dechant. „Inzwischen lassen Sie das Gemälde in die Sacristei zurücktragen und erwarten Sie Herrn Volkmer. Wenn dieser kommt, wird es in der Kirche auf dem Hochaltar aufgestellt werden. Niemand soll es sehen — Niemand — die ganze Stadt soll morgen überrascht werden!"

„Ganz wie Sie befehlen," erwiderte Saphirin. „Ich selbst mit zwei Arbeitern hänge, wenn Herr Volkmer ankommt, das Bild auf und schließe dann die Kirche."

„Wenn Sie die Nacht ein wenig zu Hilfe nehmen, wird Alles fertig. Also: die Draperie aufs Chor und an die Säulen, die Teppiche mitten durch die Kirche gebreitet, den ganzen Weg entlang, den der Herr Bischof nehmen wird — endlich die Blumenguirlanden aufgehängt —"

„Sie sind bereits alle fertig und liegen im Keller, damit sie frisch bleiben. Sie werden sehr gut aussehen."

„Nun bin ich ruhig," sagte der Dechant. „Sie

machen es möglich, lieber Saphirin, daß ich gelassen hier auf meinem Lager meine Schmerzen trage. Sie gehen? Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie sich die Tonsur haben ausscheeren lassen, die schon recht überwachsen war. Sie denken an Alles, Saphirin!“

Achtes Kapitel.

Der Vorabend des Kirchenfestes.

Der Dechant blieb allein zurück. Seine Gedanken führten ihn von dem Feste ab, zu einem Gegenstand, der seinem Herzen weit näher lag: zur Erbschaftsangelegenheit Arnold Meerfeld's. Er erwartete die Auszahlung des ihm zufallenden Vermögens in den nächsten Tagen.

Freude leuchtete im Gesichte des alten Geizhalses, als er sich die Summen vor die Augen führte, die nächstens vor ihm auf dem Tisch liegen würden, aber die Freude wechselte mit der Sorge, daß er doch Manches werde fahren lassen müssen, um es der Kirche, der Schule, dem Siechenhause zuzuwenden.

„Gleichviel," tröstete er sich, „das Meiste wird doch an meinen Fingern hängen bleiben!"

Da wurde ein Besuch gemeldet, der Dechant hörte einen ihm ganz fremden Namen: Doctor Elmen aus Prag.

Elmen, Paul Meerfeld's Freund, führte sich mit ein paar Worten ein, die durch ihre feste und sichere Betonung den Dechant unangenehm berührten. Er sagte kurz: „Ich bin der Rechtsanwalt des Herrn Paul Meerfeld."

„Eines jungen Menschen," erwiderte der Dechant, indem er dem Fremden einen Stuhl anbot, „den ich aufrichtig bedauere. Wenn es in meiner Macht läge, den Schaden, den er erleidet, zu mildern, mir würde kein Opfer schöner scheinen."

„Ich nehme Act von dieser Aeußerung," erwiderte der Advocat. „Ich komme nämlich mit dem Vorschlag zu Ihnen, die Erbschaft, die Ihnen zufällt, an ihn abzutreten."

Der Dechant mußte lachen. Er zog sein Gesicht in die heitersten Falten, bis der Schmerz in seinem Knöchel und theilweise auch der Ernst im Gesicht des Fremden ihn wieder bedenklich stimmte. Er sagte: „Ich bedauere den jungen Mann, wie ich bereits vorhin geäußert. Was

Sie persönlich betrifft, so scheinen Sie nicht gut unterrichtet zu sein, lieber Herr Doctor. Der Onkel Paul's, der nunmehr in Gott ruhende Arnold Meerfeld, hat ein Testament mit einem beigefügten Codicill hinterlassen, dessen Rechtskraft unantastbar ist, so daß in diesem Augenblicke Doctor Hais vermuthlich schon das gesammte Vermögen in Händen hat. Paul Meerfeld hat sonach allerdings etwas unrettbar verloren, worauf er gewisse verwandtschaftliche Ansprüche gehabt hätte. Dennoch bin ich der Meinung, daß die letzte Verfügung des alten Arnold Meerfeld eine unendlich weise war. Den jungen Mann hätte das unerwartete Geschenk einer bedeutenden Erbschaft vielleicht dem irdischen Verderben entgegengeführt, während er jetzt in seinen knappen Vermögensverhältnissen einen Zügel gegen Ausschweifungen, in seiner Armuth einen Sporn zur nützlichen Thätigkeit findet. Jetzt soll das ganze Vermögen des verstorbenen Arnold Meerfeld frommen Anstalten zugewendet werden. Ich bin nur der Verwalter, nur die vertheilende Hand, durch den der in Gott Entschlafene hier auf Erden noch weiter segensreich fortwirkt . . . ."

„Erlauben Sie mir, darauf zu bemerken," erwiderte der Advocat, „daß ich Sie, Herr Dechant, factisch für den Universalerben halten muß."

„Das ist zum Lachen!" rief der Dechant. „Ich muß Ihnen wiederholt sagen, daß Sie die durchwegs Wohlthätigkeitszwecken zugewendeten Stipulationen des Testaments nicht kennen. Es hat Sie offenbar Jemand zum Besten gehabt."

„Ich muß wahrlich," sagte Elmen, „den Aplomb anstaunen, mit dem Sie über diese Erbschaft reden. Erstlich behaupte ich nochmals, daß Sie der Universalerbe sind. Mit Ausnahme von 5000 Gulden, deren Bestimmung direct ausgesprochen ist und freilich außer Frage steht, sind die Verfügungen zu Gunsten der frommen Stiftungen so verschwommen — um nicht zu sagen, so schlau berechnet — abgefaßt, daß Sie als der Disponent der Summen jeden möglichen Gebrauch davon machen können. Zweitens sind die Mittel, welche angewandt wurden, um dem Testament sein jetziges Aussehen zu geben, so verwerflich, so elend, daß —"

„Mein Herr,“ fiel der Dechant ein, „diese Sprache —“

„Ist die Sprache eines Mannes, welcher wohl überlegt, was er sagt, und wohl weiß, daß er nicht zu weit geht, wenn er Ihr Vergehen als Erbschleicherei bezeichnet.“

Der Dechant sprang auf.

„Ich habe Beweise,“ sprach Elmen. „Die Correspondenz, die Sie mit Ihrem Advocaten in Prag geführt, liegt wohl nur theilweise, aber doch in ihren wichtigsten Partien zu meiner Verfügung. Ich gebe Ihnen zu bedenken, welchen Scandal es geben wird, wenn ich, wie ich fest entschlossen bin, diese Sache gerichtlich anhängig mache!“

Der Dechant wollte reden; das Wort versagte ihm.

„Wenn die Menschen verhört werden, die sich um den sterbenskranken Meerfeld befanden,“ fiel Elmen ein, „wird sich der Thatbestand bald klar herausstellen. Der Arzt, die Wärterin werden sicherlich zum Reden gebracht werden. Es wird vorzüglich darauf ankommen, die Vorgänge einer Nacht zu eruiren, wo der Todtkranke, nachdem man durch das Vorlesen eines gewissen Bu-

ches an seiner Seele die Tortur angewandt, von einem Elenden die Feder in die Hand gedrückt erhielt —"

„Halten Sie ein!" schrie der Dechant. „Wenn mein Advocat sich Gesetzwidriges erlaubt haben sollte —"

„So ist es schwer denkbar, daß es gegen Ihren Willen geschah, da Sie ihm in einem Briefe Ihren Beifall über seine That aussprachen."

„Das ist nicht wahr!"

„Der Brief," erwiderte Elmen ruhig, „ist in meiner Hand."

„Ich sehe, daß ich von einem Complot umgeben bin!" rief der Dechant. „Wie können Sie solche Dinge besitzen? Solche Dinge wissen? Ich muß vermuthen, daß Sie mit Doctor Hais gegen mich verbündet sind, mir Geld abzupressen!"

„Daß Sie," replizirte Elmen scharf, „von Hais, Ihrem Freund und Schuldgenossen, eine so niederträchtige Meinung haben, ist sehr begreiflich, aber meine Ehre greifen Sie nicht an!"

„Verzeihen Sie!" rief der Dechant, der ganz

außer Fassung gekommen war. „Die unerhörten Enthüllungen sind so gräßlich, daß man darüber verrückt werden könnte! Ich bin schuldlos. Ist ein Unrecht mitunterlaufen, so wenden Sie sich an Doctor Hais!"

„Mit ihm habe ich nichts zu schaffen!" versetzte Elmen. „Aus diesem Grunde, und da Sie im Begriffe stehen, die Erbschaft einzustreichen, erscheine ich auch erst heute bei Ihnen. Ich bin da, um mit Ihnen allein die Angelegenheit in's Reine zu bringen."

„Was meinen Sie? Was wollen Sie?" fragte der Dechant, dem übel zu Muthe wurde.

„Das werden Sie gleich hören," antwortete Elmen, indem er einen Bogen Papier aus der Brusttasche zog. „Sie werden alle Summen, die das Testament dazu bestimmt, daß dieselben durch Ihre Hand nach Ihrem Ermessen an verschämte Hausarme vertheilt werden, Paul Meerfeld überliefern. Durch diesen Act wird der legitime Erbe zu dem Seinigen gelangen; da bleiben noch fünftausend Gulden übrig, welche dem hiesigen Kirchenfond vermacht sind. Diese letztere Summe wird und muß, da das Gericht davon Notiz hat, der

hiesigen Kirche verbleiben. Da man aber auf Paul's Kosten fromme Zwecke zu fördern kein Recht hat, so werden Sie, Herr Dechant, mit Doctor Hais den genannten Betrag binnen drei Monaten Herrn Paul Meerfeld ersetzen —"

„Das ist unerhört!" rief der Dechant, ganz außer sich, alle Früchte der Erbschaft zu verlieren und noch obendrein auf eigene Kosten gegen die Kirche freigebig zu sein. „Das ist ein Unsinn! Ich werde mich auf Nichts einlassen! Das ist mein letztes Wort!"

Unendlich ruhig steckte Elmen sein Papier ein, nahm seinen Hut und sagte, sich höflich verbeugend:

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich! Ich werde dann sofort den Criminalprozeß anhängig machen!"

Er wollte zur Thür hinaus, allein der Dechant hüpfte ihm, trotz aller dadurch verursachten Schmerzen, nach und hielt ihn am Arm zurück, indem er, vor Aufregung zitternd, sagte:

„Was wollen Sie thun! Ich habe zwar nichts zu fürchten, ich bin, wie ich schon gesagt, schuldlos, mein Gewissen ist rein. Sollte aber irgend-

wie vom Rechte abgewichen sein, so hat es Doctor Hais allein zu verantworten, obwohl er uneigennützig, in reinem Eifer für eine wohlthätige Sache wirkte. Aus diesem Grunde bitte — beschwöre ich Sie, den Mann nicht unglücklich zu machen, um seiner vier kleinen Kinder willen! Um Sie zu dieser Nachsicht zu stimmen, will ich Ihnen durch ein Beispiel der Aufopferung für den Nächsten voranleuchten und die von Ihnen vorgelegten Papiere unterschreiben!“

Elmen legte ihm die Papiere vor. Höchst niedergeschlagen, mit tief heraufgeholten Seufzern unterschrieb der Dechant. Als Elmen das Document einsteckte, sagte er lachend:

„Wie groß muß das Schuldbewußtsein sein, wenn man sich so auf Gnade und Ungnade ergibt, ohne sich einmal die Beweisstücke, auf welche ich meinen Verdacht der vorliegenden Erbschleicherei gründe, haben vorzeigen zu lassen!“

„Mein Herr!“ rief der Dechant ganz betroffen und plötzlich besorgt, daß er einer Ueberlistung erlegen: „Ich hielt Sie für einen ehrenhaften Mann, nnd glaube noch immer, mich nicht zu täuschen!“

„Sehr schmeichelhaft“, erwiderte Elmen, ironisch lächelnd, „doch um Sie vor jedem Rückfall zu schützen, hinterlasse ich Ihnen hier die Abschrift der zwischen Ihnen und Hais gewechselten Originalbriefe, welche in meine Hände gefallen. Ich habe die Ehre —“

Er ging hinaus. Der Dechant saß eine gute Weile in einem Zustand der Betäubung da, in welchem er unfähig war, seine Lage ganz zu ermessen. Die von Elmen zurückgelassene Abschrift der Erbschaftscorrespondenzen hielt er in der krampfhaft geballten Hand. Endlich rief er:

„Was hab' ich für eine Garantie, daß der Prozeß nicht stattfindet? Keine! O, ich habe wie ein Schulknabe gehandelt! Es ist schrecklich um ein böses Gewissen! Schrecklich! Doch dieser Mann sieht verlässig aus und die Hauptsache, die mich beruhigen muß, besteht darin, daß Meerfeld seine Beute hat. Wer hat mich verrathen?“

Er fing die Abschriften zu lesen an. Kaum war er damit fertig, als er, sich auf die Stirn schlagend, ausrief?

„O der alte, taube Spitzbube! Kann ich noch fragen? Böhm ist mein Verräther. Er ist es;

es geht aus diesem Briefe von Hais hervor, den er aufgefangen hat und den ich nie empfangen habe! So stimmt Alles! Die Briefe waren in der Brieftasche, die dem Alten mit seinem Paletot abhanden gekommen und der Straßenräuber war Bielohlawek. . . . Dieser Galgenstrick war ehemals ein Intimus von Paul — Da ist die ganze Geschichte!“

Er fuhr sich wild durch die spärlichen Haare. Gleich darauf schellte er und ließ den Postmeister holen.

Nicht lange darauf trat Böhm beim Dechanten ein. Er war inzwischen fast vollständig taub geworden und es gehörte die größte Anstrengung der Lunge dazu, um ihn durch ein oder das andere Wort auf die Spur des Gegenstandes, um den es sich handelte, zu bringen. Ohne jede Ahnung von dem Vorgefallenen trat er heiter und freundlich ein, denn er nahm an, er werde gerufen, um eine besondere Anzahl Extrapostpferde für die vielen Gäste bereit zu halten, die der nächste Tag bringen werde und um bei dieser Gelegenheit zu der großen Bischofsmahlzeit, die am Festtage stattfinden sollte, eingeladen zu werden.

„Ich bin da, Herr Dechant!“ sagte er, sich vielmals verbeugend.

Der Dechant, der bei Böhm's Anblick in Zorn gerathen war, wünschte im Stillen, daß auch Bielohlawek da wäre, um Beider Köpfe an einander zu stoßen.

„Setzen Sie sich!“ rief der Dechant barsch und wild, und fuhr, als sich Böhm gesetzt hatte, mit lauter Stimme fort: „Was haben Sie für Briefschaften in der Brieftasche gehabt, die Ihnen gestohlen wurde?“

Böhm, der sein Ohr dicht vor des Dechanten Mund gehalten hatte, indeß sich in allen seinen Zügen gespannte Aufmerksamkeit aussprach, gab zur Antwort: „Sie sind unendlich gütig, dran zu denken!“

„Ich frage,“ rief der Dechant noch lauter, indem er sich die Stimme des Donners wünschte, „was Sie in der gestohlenen Brieftasche gehabt haben?“

„Sie brauchen nicht so laut zu reden, ich verstehe vollkommen,“ erwiderte Böhm schmunzelnd. „Es ist mir die größte Ehre, mit dem hochwürdigsten Herrn Bischof an einer und derselben Tafel zu sitzen.“

„Du tauber Narr!“ murmelte der Dechant zwischen den Zähnen. „Daß Dich der Teufel holte!“

„Was meinten Sie?“ fragte der Böhm eilig. „Auch meine Frau soll ich mitbringen?“

Der Dechant sprang vor Wuth und Ungeduld empor. „Er ist wie ein Klotz!“ rief er. „Ich muß Feder und Tinte nehmen, sonst komme ich nicht an's Ziel, er aber käme gewiß zum Essen.“ Er holte ein Blatt und schrieb etwas. Böhm las:

„Zum Bischofsessen sind nur geistliche Herren eingeladen. Entschuldigen Sie daher!“ Er sah dem Dechant wehmüthig, den Thränen nahe, in's Gesicht; das erste Mal im Leben voll Trauer darüber, daß er kein Theologe war!

Der Dechant übergab ihm ein zweites Zettelchen auf welchem die Frage nach der Brieftasche und dem Inhalt ausführlich geschrieben war.

Böhm gerieth darüber in eine unbeschreibliche Emotion und fragte, warum der Herr Dechant sich mit einer so gewichtigen Miene über diesen Punkt unterrichten wolle?

Da zögerte der Dechant nicht länger, den Postmeister zum Gedächtnisse zu nöthigen, indem er vorgab, daß Böhm, wenn er sich noch

retten wolle, eine aufrichtige Beichte ablegen müsse.

Das wirkte, denn Böhm war nun gewiß, daß eine Anzeige gegen ihn vorliege, von welcher der Dechant durch seine Verbindungen in Kenntniß gesetzt worden sei.

„Ist ein Malheur passirt?“ rief er und fuhr, ohne eine Antwort abzuwarten, in der Angst seines Herzens und Bedrängniß seines Gewissens fort: „Sie wissen sicherlich mehr, als Sie sagen! Mein Gott, was soll ich schweigen? Ich weiß, daß ich an Ihnen einen Freund und Gönner in meiner Lage finden werde! Die Brieftasche enthielt eine Anzahl von Briefen, die größtentheils Insassen unseres Städtchens angehörten. Ich bin in meiner Dienst- und Pflichterfüllung ein höchst scrupulöser Mann; leider droht gerade diese Tugend mich in eine höchst unangenehme Patsche hineinzuwerfen! Alle genannten Briefe gehörten nämlich zur Kategorie der unbestellbaren, da entweder die Aufschrift unleserlich geschrieben oder in Folge unbekannter Ursachen auf der Reise verwischt worden war. Unter solchen Umständen war es meine Pflicht, die Briefe zu vernichten,

ich aber zog es vor, sie gewissenhaft aufzubewahren, falls sich ein Adressat melden und legitimiren würde. Unter den aufbewahrten Briefen gab es auch sehr sonderbare Waare! Zum Beispiel! Ein Brief, von Doctor Hais angeblich, an Sie, Herr Dechant, offenbar von einem Witzbold, der sich über das Zufallen von Meerfeld's Erbschaft an die Kirche ärgerte. Diesen Brief habe ich ebenfalls zurückgehalten, denn ich wollte verhüten, daß Hochwürden sich mit der Lesung eines solchen Machwerks die gute Laune trüben. Was gibt es denn? Ist ein Mißbrauch mit den Papieren getrieben worden? Hat man den Fund den Gerichten übergeben?“

„Das verdientest Du freilich, Halunke, alter Brieferbrecher und Spion von Profession!“ rief der Dechant.

„Ich bin von Ihrem Wohlwollen für mich überzeugt,“ antwortete Böhm, der kein Wort verstanden hatte. „Doch sagen Sie — passirte mit der Brieftasche ein Unglück?“ fuhr er aufgeregt fort. „Dann bin ich ein Opfer der Verhältnisse! Dieser Galgenstrick, dieser Bielohlawek ist an Allem Schuld. Vertrauen gegen Ver-

trauen! Einige Tage nach jener frechen Komödie, welche mich den Paletot nebst der Brieftasche und Sie, Hochwürden, die goldene Uhr kostete, stieg ich in Wolsitz ab. Vor dem Wirthshause steht ein junger Metzgergeselle, die Cigarre im Munde und hat meinen Paletot an, ich erkenne ihn sofort. „Sie haben einen schönen Paletot," sage ich zu ihm. „Welcher Schneider hat ihn gemacht?" — „Daß weiß ich nicht," giebt er arglos zur Antwort. „Ich habe den Rock vor ein paar Tagen von einem gewissen Bielohlawek, der in Geldverlegenheit war, gekauft." — „Ei," sage ich, „dieser Mensch steht in schlechtem Rufe und Sie thäten wohl, das nicht zu sagen, denn wenn der Rock gestohlen wäre, würden Sie ihn einbüßen." — „Glauben Sie?" fragte der junge Mensch. „Da will ich schweigen. Der Rock war sehr wohlfeil, aber das wäre mir nicht eingefallen." — Sie sehen, wie ich meinen schönen Paletot verleugnen mußte und begreifen, warum! Würde Bielohlawek arretirt, so macht er von meiner Brieftasche Gebrauch. In welcher Lage bin ich! Wenn der Galgenstrick heute in mein Haus käme, um sich vor der Gensdarmerie zu

retten, ich müßte ihn verstecken und ihn noch Geld zur Weiterreise geben! O, ich bin außer mir! Es muß mich tief angreifen, denn ich bin mit Ehren grau geworden — nun, Sie kennen mich, Herr Dechant!"

„Ja, ich kenne Dich, Spitzbube," sprach ihm der Dechant in's Gesicht. „Ich habe Dir nie etwas Gutes zugetraut; daß Du Dich aber auch gegen mich gekehrt hast, habe ich nicht vermuthet. Wie wollte ich Dich züchtigen, wenn ich nicht selber die Schlinge um den Hals hätte!"

Böhm entfernte sich, nachdem ihm der Dechant aus Rache noch die Hölle recht heiß gemacht und ihn nur erst zum Schlusse beruhigt hatte.

Der Dechant selbst hatte eine höchst unruhige Nacht. Die Gestalten Bielohlawek's und Böhm's erschienen ihm im Traume als Teufel und quälten und ängstigten ihn auf alle Weise.

Neuntes Kapitel.

In der Kirche.

Der Tag des hundertjährigen Gründungsfestes der Brieslauer Kirche war da. Die Stadt hatte sich nach besten Kräften geschmückt. Die meisten Fenster auf dem Platze waren mit grünen Laubguirlanden geziert, in welche man Büsche mit den brennend rothen Früchten der Eberesche geflochten, hier und da hatten die Bewohner Teppiche und Fahnen hinausgehängt. Besonders schön war die Dechantei geziert. Hier hatte jedes Fenster seine grüne Umkränzung.

Es fehlte nicht an Gästen. Der Bischof war angekommen und nebst ihm mindestens dreißig Seelsorger der umliegenden Ortschaften. Der Dechant, der sich erst gegen Neun Uhr Morgens

von seinem Schmerzenslager erhoben hatte, bedurfte seiner ganzen Selbstüberwindung, um die Ankömmlinge passend zu begrüßen. Er hinkte noch immer. Jedesmal, wenn er auf's Süßeste gelächelt, wandte er sich ab, um sein Gesicht zu einem Schmerzenszug verziehen zu können, und jedesmal entstieg ein schwerer Seufzer seiner Brust.

Volkmer war in der Nacht angekommen und beim Bürgermeister abgestiegen. Kurz vorher hatte Clara noch eine heftige Scene mit ihrem Vater gehabt. Das Resultat davon war, daß sie sich in ihren Hoffnungen völlig zurückgeworfen sah. „Die Gedanken an Deinen Paul," sagte der Bürgermeister, „magst Du Dir für immer aus dem Kopf schlagen! Der Mensch wird noch jahrelang nichts als ein Commis sein und ehe ich zu seinem Vater in die Verwandtschaft trete.. Doch was rede ich so viel? — Volkmer hat meine Zusage, er ist jung, hübsch, voll Aussichten, hat vornehme Gönner. Wenn Du ihm kein freundliches Gesicht machst, sollst Du mich noch kennen lernen! Es ist nichts als Caprice bei Euch Weibern! Warum sollte er Dir nicht zusagen, der nur die

Hand auszustrecken braucht, damit die Mädchen nach ihm greifen?"

Eingeschüchtert und rathlos suchte Clara Trost bei ihrer Freundin, ohne daß Anna ihr sagen konnte, wie Alles einem guten Ende zuzuführen sei. Sie wußte eben so wenig wie ihr Bruder, welche günstige Wendung die Erbschaftsangelegenheit seit einiger Zeit durch Doctor Elmen's Einschreiten genommen.

Der alte Maler richtete seinen besten Anzug her und war voll Neugier, das Bild zu sehen, das sein jüngerer und glücklicherer College geliefert. Ihn hatten die Musen verlassen, als die hohlwangige Sorge in sein Haus einzog, er war längst kein Künstler mehr, aber von Natur weich, naiv und edel, konnte er neidlos vor fremden Kunstschöpfungen weilen, wenn sie auch seine Produktionen noch tiefer herabdrückten. Seine Tochter sollte ihn zur Kirche begleiten.

Endlich kam Clara zu einem Entschlusse. Sie wollte mit Volkmer sprechen und ihm gestehen, daß ihr Herz einem Anderen angehöre. Ihm würde es leichter, als ihr gelingen, den Vater von der Heirathsidee abzubringen; daß Volkmer selbst

resigniren würde, wenn sie ihm ihr Herzensgeheimniß eröffnet haben würde, glaubte sie gewiß, er war ja ein herzensguter Mensch. Er würde einsehen, daß, wenn Herzen seit den Kindestagen für einander gelebt, es wie mit den Bäumen ist, die ihre Wurzel in einander geschlungen, fällt man den einen, stirbt der andere nach. Er würde sich beruhigen, sobald der Stich seiner Eigenliebe verwunden wäre, und sich mit dem Gedanken trösten, daß er zwei Herzen glücklich gemacht.

Clara suchte die Gelegenheit, den Maler zu sprechen, fand sie aber nicht. Der Bürgermeister hatte bereits, wie er es gewohnt war, für ein reichliches Frühstück gesorgt und mehrere Bekannte dazu geladen. Man setzte sich gegen Neun und blieb bis gegen halb Elf beisammen. „Hoffentlich," hatte der Bürgermeister zu seinen Freunden gesagt, „sitzen wir bald bei einem noch festlicherem Mahle beisammen!" Er blickte dabei auf Volkmer und seine Tochter, die einander gegenüber saßen, und die Anspielung ward auch von Allen in diesem Sinne verstanden.

Kurz vor der Kirchenzeit zerstreute sich die

Gesellschaft. Die Einen gingen nach Hause, um sich in den schwarzen Frack zu werfen, die Ande- machten einen kleinen Spaziergang, ihre wein- erhitzten Köpfe abzukühlen. Die Bürgermeisterin und ihre Tochter begaben sich in ihre Zimmer, um Toilette zu machen.

„Trefflich," sagte Volkmer, „daß mein Bild in der Kirche abgesperrt ist. So wird die Wirkung größer, intensiver sein."

Um halb Elf begannen die Glocken zum feier- lichen Hochamt zu läuten. Der Bischof sollte das Amt celebriren und zwar unter der zahlreichsten und prachtvollsten Assistenz, die man jemals bei- sammen gesehen. Die Kirche war, wie wir bereits wissen, vom Caplan Saphirin auf das Prächtigste geschmückt worden. Carmoisinrother, goldbefranzter, freilich sehr verschossener Sammt hing vom Chor herab, auf dem Altar prangten mächtige Blumen- sträuße zwischen den frisch aufgesteckten Wachs- kerzen. Teppiche waren bis zum Hochaltar gelegt und das Sonnenlicht, das durch die hohen, alten Spitzbogenfenster hereinschien, gab dem Ganzen ein helles, lachendes Gesicht.

Der Magistrat war in Pleno erschienen. Alle

Stadträthe trugen den schwarzen Frack, die weiße Weste und Binde, die hierorts nur bei den feierlichsten Anläßen angethan wurden. Alle waren in der besten Laune, sich der erhabenen Größe des Moments hinzugeben. Der Maler, der mit Clara und ihrer Mutter die Kirche betrat, war ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Nicht blos Jene, die ihn kannten, auch Leute, mit denen er bisher nie gesprochen, zogen den Hut vor ihm. Er durfte sich als den Bräutigam des schönen Mädchens, das neben ihm herging, betrachten, und war stolz darauf. Er setzte, wenn Clara ernsthaft, und nachdenklich blickte, dies Alles auf Rechnung ihrer strengen Erziehung.

Der Bürgermeister und seine Familie hatten ihre Plätze in der ersten Bank, Volkmer zog sich zurück und trat in eine der vordern Bänke der anderen Seite, wo er bald darauf von einer Fluth von Landvolk, welches sich dazwischengeschoben, abgeschnitten wurde und allein stand.

„Die Beleuchtung ist herrlich", sagte er zu sich mit höchster Befriedigung. „Ich hätte sie mir nicht schöner bestellen können."

Erst nach einer Weile wandte er die Augen von seinem Bilde ab und ließ sie über die Versammlung hinschweifen, um aus den Mienen derselben den Effekt seines Werkes zu studiren.

Volkmer war eine sehr bescheidene Natur, er suchte sich lange die Thatsache in Abrede zu stellen, daß sein Heiliger eine wahre Sensation erwecke — aber es war so! Und diese Sensation steigerte sich immer und erreichte ein endlich jeden kirchlichen Anstand überschreitendes Maß. Ein Nachbar fing dem Andern seine Eindrücke zuzuflüstern an, man besprach sich über die Bänke hinüber, es schien kein Mensch in der ganzen Kirche sich der überwältigenden Macht der Kunst entziehen zu können.

Der Maler hatte einen der glücklichsten Momente; diese Demonstrationen waren ihm lieber als ein Dutzend günstiger Kritiken der besten Blätter, denn die Wirkung auf die dasitzenden Naturmenschen schien ihm die Bürgschaft zu geben, daß sich sein Talent ohne ästhetische Anpreisungen und Deuteleien den Weg zum Verständniß und zum Herzen des Publikums zu brechen verstehe. Das Gemurmel, das durch alle Räume der Kirche

ging, nahm erst ein Ende, als nach gegebenem Meßzeichen der brausende Strom der Orgeltöne daherzufahren begann und der Bischof von pomphafter Assistenz umgeben, aus der Sacristei an den Hochaltar heranschritt. Volkmer heftete schnell seinen schärfsten Blick auf den Dechant, um aus dessen Gesicht, so gut als es gehe, den Schluß zu ziehen, welcher Approbation sich seine Leistung zu erfreuen habe.

Der Dechant war an den Altar getreten und hatte kaum emporgeschaut, als ein mächtiger Ruck der Ueberraschung an ihm sichtbar wurde. Gleich darauf wandte er sich auf höchst auffallende Weise den Kirchengängern mit halbem Gesicht zu, als wollte er, wie es Volkmer vorkam, sagen: Dieses Geschenk hat Euch Euer Dechant erwirkt!

Man kann billiger Weise nicht erwarten, daß sich Volkmer während des Hochamts zu besonderer Andacht gestimmt fühlte, da doch auf's Deutlichste zu bemerken war, daß auch das übrige Publicum durch das Bild vom Gebete abgezogen wurde. Kein Wunder, wenn er mit Sehnsucht das Ende der Messe erwartete und sich

noch vor dem Segen aus dem Menschenhaufen hinausdrückte, um dem Dechanten seine Aufwartung zu machen, zu welchem ihn bisher Clara's Zaubernähe noch nicht hatte gelangen lassen.

Zehntes Kapitel.

Fehlschläge.

Volkmer hatte sich auf des Dechanten Zimmer begeben und erwartete daselbst dessen Ankunft mit größter Ungeduld.

Endlich ließen sich auf der Treppe höchst schwerfällige Tritte vernehmen; es nahte der Dechant, der, wie schon erwähnt, mindestens Volkmer's Onkel war.

Der Maler riß die Thür auf, seine überfüllte Brust wollte sich in einer heftigen Umarmung entladen. Allein, wie erstaunt, wie betroffen wurde er, den Dechant mit dem starrsten finstersten Gesicht eintreten zu sehen.

„Aber Emanuel, Emanuel!“ ließ sich der Dechant vorwurfsvoll vernehmen. „Was soll ich von Dir denken? Du hast das ganze Fest ver-

dorben und beinahe in eine Posse verwandelt! Dieses Bild —“ Er warf sich auf einen Stuhl. Ihm gingen vor Bewegung die Worte aus.

„Träume ich oder wache ich?“ erwiderte Volkmer, sich über die Stirn fahrend. „Ohne unbescheiden zu sein — und nein, ich bin nicht unbescheiden — glaubte ich von Ihnen Anerkennung erwarten zu dürfen! Ich habe an meinem Bilde mit Lust und Liebe gemalt, noch nie ist mir etwas besser gerathen. Daheim sprachen sich alle meine Kunstgenossen, denen ich es gezeigt, höchst günstig aus und hier — hier kann ich als Augenzeuge bestätigen — daß es auf alle Versammelten eine große Wirkung geäußert!“

„Ha, ha, ha!“ brach der Dechant in ein verzweiflungsvolles Hohngelächter aus. „Wie doch Künstlereitelkeit verblenden kann! Gelacht hat man, gewitzelt, sich Scandalosa geflüstert, in ein gerechtes Aergerniß ist man verfallen — doch das ist nur der natürliche Eindruck eines Heiligenbildes, dem als Modell ein Vagabund, ein Lump, ein Räuber gesessen —“

„Was sagen Sie?“ rief Volkmer, dem ein furchtbares Licht aufzugehen begann. „Allerdings

ist mir ein gewisser Scheernagel als Modell gesessen —"

„Ei was, Scheernagel!" rief der Dechant. „Was plapperst Du? Willst Du mich anführen oder bist Du mitangeführt? Von einem Scheernagel weiß hier Niemand etwas, von dem ist nicht die Rede, aber ein gewisser Bielohlawek ist bei uns in einem gräßlichen Andenken! Den hast Du Zug für Zug porträtirt und auf unseren Hochaltar erhoben! Begreifst Du jetzt die allgemeine Entrüstung? Begreifst Du, daß ich mich am Altar beim ersten Anblick kaum auf den Füßen halten konnte, daß die sechs kleinen Ministranten unter den Augen der ganzen fremden Geistlichkeit in ein helllautes Lachen ausbrachen?"

„Mein Gott" murmelte Volkmer furchtbar enttäuscht und fast zerschmettert, „ich bleibe ewig der alte Schlemihl!"

„Wie und wo," fragte der Dechant, „hast Du die Bekanntschaft dieses Galgenstricks gemacht?"

Volkmer sammelte sich und erzählte, wie er den sogenannten Scheernagel als Reisenden auf der Landstraße getroffen und als Modell aufge-

nommen habe. Er verschwieg blos Eins — daß er den Vagabunden so lieb gewonnen und ihm bei seiner Abreise sogar seine Wohnung zur Benutzung eingeräumt habe.

„Das Ganze ist also ein bloßes Spiel des Zufalls!“ rief der Dechant. „Das beruhigt mich, besonders Deinetwegen! Mein Mißtrauen ist weit gegangen, denn bei der Verkettung ganz besonderer Umstände wollte ich schon ein Complot entdecken! Der Name Bielohlawek ist zwar hier allen Gesitteten ein Gräuel, mir aber persönlich ist er der Inbegriff alles dessen, was vor das directe Forum des Scharfrichters und des Teufels gehört!“

„Ich bin außer mir!“ erwiderte Volkmer tief niedergeschlagen, „ich bedauere den Vorfall unendlich, aber — wenn ich so recht bedenke, wie mir schon seit meinen Knabenjahren Alles fehlschlägt, Alles krumm geht, da möchte ich zu glauben anfangen, daß sich alle Schicksalsmächte gegen mich verschworen haben, daß ich der Spielball tückischer Geister bin und ich erschrecke vor dem, was mich noch erwartet!“

„Eins hat nur gefehlt,“ sagte der Dechant,

der ganz mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, diese Reflexion überhört hatte, mit einem Anflug von Selbstverspottung. „Da Bielohlawek unverkennbar der Heilige ist, sollte der Kriegsknecht noch Porträtähnlichkeit mit dem tauben Postmeister Böhm haben. Dann wären die zwei Spitzbuben beisammen, welche mir die Widerlichsten auf der Welt sind und welche mir — Deinem Onkel — doch schweigen wir, schweigen wir! Gott gebe, daß es nicht durch fremde Zeugen ruchbar werde. . . . .“

„Ein verteufeltes Quiproquo!“ rief Volkmer mit tiefstem Aerger, völlig unfähig, die humoristische Seite der Situation herauszufinden, da der Vorfall allen seinen Interessen und Rechnungen schnurstracks entgegenlief. „Was bleibt mir übrig, als mein Bild einzupacken und abzuziehen?“

„Du wirst doch nicht meinen,“ versetzte der Dechant, „daß das Bild hängen bleiben kann?“

„Ich sehe es ein,“ gab Volkmer kleinlaut zur Antwort. „Meine beste Absicht ist mißrathen! Ich könnte mich, wie es jetzt steht, über die Meinungen der hiesigen Stadt hinaussetzen, wenn ich

nur wüßte, daß ich mir nicht bei der Familie Eichler einen unheilbaren Stoß versetzt habe."

„Ich will es nicht hoffen," versetzte der Dechant. „Packe das Bild gleich ein und reise wieder ab. Das ist das Klügste. Ich will es übernehmen, Dich zu entschuldigen, und nach einiger Zeit, wenn sich der heutige Eindruck abgeschwächt hat, magst Du wieder erscheinen und bei Eichler nach Clara fragen."

Volkmer's Verstimmung und Kleinmuth waren begreiflich, als er sich verabschiedet hatte und fortging. Er hatte auf einen doppelten Triumph gezählt und sollte nun mit zwei Niederlagen abreisen! Sein Gefühl für Clara wallte noch einmal hoch empor; so von ihr fortzugehen, schien ihm unmöglich, es lag ja nicht der Fluch der Lächerlichkeit auf ihm, da das Bild an und für sich so gelungen war, auch als Beleidigung der Stadt konnte es nicht gelten, denn jeder Einsichtige mußte erkennen, daß er betrogen worden sei. Was thun? Er begab sich sofort in die Kirche und ließ sein Altarbild abnehmen und in die Kiste stecken, aus welcher, wie er jetzt einsah, sein Heiliger nie hätte heraussteigen sol-

len. Als diese Angelegenheit geordnet war, eilte er zu Eichler. Er fand Clara allein.

„Herr Volkmer," flog ihm das Mädchen auf's freundschaftlichste entgegen, „ich gratulire! Ihr Bild ist ein Kunstwerk voll Leben, bewundernswerth —"

„Auch Sie, Clara!" fiel ihr Volkmer tief gekränkt in's Wort, „Sie sollten nicht spotten, denn nur Ihren Spott kann ich nicht verachten!"

„Spott!" rief das Mädchen hoch erstaunt. „Es ist meine heilige Ueberzeugung, daß in Ihnen ein großer Maler erstanden ist! Daß Ihnen ein Bielohlawek als Modell in die Hand fallen mußte, ist ein Unglück, aber was hat das mit Ihrem Talent, mit Ihrer Kunst zu thun? Sie haben diesen Lumpen gewiß nicht gekannt! Uns Brieslauern ist es freilich nicht zu verargen, daß wir nicht vor einem solchen Taugenichts beten wollen. Abgesehen davon haben Sie ein herrliches Werk geliefert, das man überall, wo man das Modell nicht kennt, bewundern wird! Glauben Sie mir, Herr Volkmer, daß ich von heute an die größte Verehrerin Ihres Genius bin!"

„Clara, liebe Clara!“ rief Volkmer, von dem aufrichtigen Tone der Worte gerührt und fast zum Glauben bekehrt, daß er nicht bestimmt sei, ein Schlemihl zu bleiben, „ich bin glücklich, selig, von Ihnen verstanden zu werden. Es freut mich, daß ich auch meinerseits an Ihnen ein Urtheil und einen Geist zu bewundern habe, der sich so leicht von einem Vorurtheil losmacht —“

Er wollte mit einer stürmischen Liebeserklärung hervorbrechen, als Clara wieder begann:

„Aber, wie ich Sie als Künstler ehre, so stelle ich auch Ihren Charakter hoch. Die Huldigungen, welche Sie mir darbrachten, ließen mich nicht so kalt, als es den Anschein hatte —“

Da war Volkmer nicht mehr zu halten, er stürzte dem Mädchen zu Füßen.

„Stehen Sie auf,“ rief Clara von solchem Ungestüm überrascht und verwirrt, „hören Sie mich ruhig zu Ende! Weil ich eben Ihren Charakter so hoch stelle, wage ich es, Ihnen mit einer großen Bitte zu nahen! Doch stehen Sie zuvor auf!“

Volkmer erhob sich, er war ohne jede Ahnung des weiteren Verlaufs.

„Sie werden,“ fuhr Clara fort, indeß die Röthe der Verlegenheit über ihr anmuthiges Gesicht flog, „die Gerüchte vernommen haben, daß ich vor Jahren ein Liebesverhältniß mit Paul Meerfeld angeknüpft haben soll —“

„Beruhigen Sie sich!“ fiel ihr Volkmer rasch in's Wort. „Ich weiß, was man von dergleichen Redereien zu halten hat —“

„Nicht doch,“ versetzte Clara ziemlich fest. „Es ist wahr! Ich liebe Paul Meerfeld mit aller Leidenschaft und werde ihn bis zu meiner Todesstunde lieben.“

„Clara —“ rief Volkmer mit unermeßlicher Bestürzung und eilte mit erbleichtem Gesicht an's Fenster, um Luft zu schöpfen.

Das Mädchen war von seiner Bewegung so überrascht, ja selbst gerührt, daß es verwirrt dastand, und die Unterlippe biß. Da wandte sich der junge Maler rasch um und sagte mit männlicher Fassung: „Ich verstehe Alles! Das Unglück verfolgt mich immer und überall, ich sollt' es wissen, sollt' es gewohnt sein! Ich muß den Muth zu meiner Situation finden. Clara, Sie halten mich für den edelsten Rivalen, den Ihr

geliebter Paul jemals auf Gottes Erdboden gehabt —"

„Und sind Sie das nicht?" fuhr Clara ängstlich schmeichelnd mit leiserer Stimme dazwischen.

„Gut, gut! fürchten Sie nichts!" rief Volkmer schmerzlich. „Was bleibt mir übrig, da Sie mich nicht lieben? Alles Glück über Ihr Haupt, liebe Clara, und glauben Sie nicht, daß ich mich jemals mit meinen Ansprüchen hinter der Autorität Ihres Vaters versteckt habe! Ich wollte Sie durch die Beharrlichkeit und die Ausdauer meiner Liebe rühren, gewinnen — Adieu, seien Sie glücklich!"

Er stürzte, innerlichst erschüttert, zur Thür hinaus. Es war ein schwerer Moment gewesen, als er das Altarbild hatte herabnehmen müssen, aber was war das für ein Schmerz gegen den, als es galt, Clara's Bild aus seinem Herzen herauszugeben! War er schon früher zu einer baldigen Abreise entschlossen, so wäre er jetzt beinahe ohne Abschied durchgegangen. Brieslau war für ihn todt; sowohl als Künstler, wie auch als Liebhaber hatte er dort nichts mehr zu suchen.

Erst als er — auf der Rückkehr nach Prag

— im Wagen saß, hatte er die schrecklichen Eindrücke des Tages insoweit überwunden, daß sich sein Geist auf andere Gegenstände richten konnte. Das aber, was ihm zuerst in den Sinn kam war keineswegs angenehm — es war Bielohlawek! Er hatte diesen Burschen während seiner Abwesenheit zum Herrn seiner Wohnung gemacht und jetzt wäre es lächerlich gewesen, auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß der berüchtigte Vagabund und Scheernagel nicht ein und dasselbe Wesen sei. „Wenn dieser seltsame Kerl," monologisirte er, „den man aller Verbrechen für fähig und schuldig hält, inzwischen alle meine Effekten ausgeräumt hätte, das wäre die Krone des Ganzen! Und nichts ist leichter als das! Ich habe ihm die herrlichste Gelegenheit bereit gemacht! Meine ganze Garderobe steht zu seiner Verfügung und all mein Geld! Ich habe meinen ganzen elterlichen Nachlaß in der Schublade! Wäre ich zu Hause!"

Elftes Kapitel.

Bielohlawek.

Als Volkmer in Prag eintraf, fand er Alles, wie er es verlassen. Sein Geld war in der Schublade, kein Knopf fehlte an seiner Garderobe. Scheernagel war zu Hause und spielte eben der Frau Brigitte etwas auf der Zither vor; kein Verbrecher konnte ruhiger und jovialer scheinen. Volkmer berief ihn sogleich zu sich.

„Sie haben mir eine schöne Geschichte eingebrockt!“ sagte er zu seinem Diener. „Sie sind ja der berüchtigteste Mensch von Brieslau! Wie konnten Sie mich so belügen? Ihr wahrer Name ist Bielohlawek!“

„Dieser Name,“ erwiderte der Angeredete mit vollster Fassung, ohne sich zu bedenken, „war das Schlechteste an mir. Können Sie sich wundern, daß ich ihn weggeworfen habe?“

„Wenn nur Alles damit abgethan wäre", warf Volkmer verdrießlich ein. „Man beschuldigt Sie —"

„Ich weiß, ich weiß," sprang Bielohlawek in's Wort. „Vieles ist Uebertreibung, Gehässigkeit von Menschen, die im Geheimen größere Sünder sind als ich. Es bleibt zwar immerhin Manches übrig und ich will keineswegs behaupten, daß ich ein Heiliger bin —"

„Nein, fürwahr, das sind Sie nicht," rief Volkmer, unwillkürlich lächelnd. „Die ganze Stadt hat Ihr Porträt gleich erkannt, es gab einen gräßlichen Scandal —"

„Das glaub' ich gern."

„Hätten Sie mir im Vertrauen Ihren wahren Namen gesagt," versetzte Volkmer mit Vorwurf, „so wäre Alles dies nicht vorgefallen."

„Wie konnte ich das? Ich heiße in neuer Zeit Scheernagel, denn ich halte unendlich viel auf einen guten Namen!"

„Am Ende," sprach Volkmer, „kann ich Ihnen keinen größeren Vorwurf machen als mir selbst. Ich hätte Ihnen sagen sollen, daß das Bild für Brieslau bestimmt sei."

„Das hatt' ich längst errathen."

„Wie?" rief der Maler entrüstet. „Und Sie ließen mich in den Scandal hineinrennen? Hören Sie, das war Ihr schlechtester Spaß!"

„Darüber habe ich eine entgegengesetzte Meinnng," erwiderte der drollige Vagabund. „Ich stelle eine Frage an Sie! Hätten Sie das Bild gemalt, oder, als es mit einem ungeheuren Aufwand von Zeit und Talent gemalt war, der ohnehin so reichen Kirche von Brieslau geschenkt, wenn Sie gewußt hätten, daß Sie nie und nimmermehr Fräulein Clara kriegen, die den Paul Meerfeld liebt?"

Der Maler senkte den Kopf betroffen und versank in Nachdenken.

„Wenn ich offen sein soll," erwiderte er nach einer Pause, „so scheint mich allerdings die Macht der Liebe zu solcher fürstlichen Großmuth verleitet zu haben. Doch — alle Hagel, woher wissen Sie alle meine Geheimnisse?"

Lassen wir das!" versetzte Bielohlawek. „Antworten Sie auf meine Frage mit einem einfachen Ja oder Nein!"

„Ich glaube, wie es jetzt steht, nein, nein!

Es ist mir jetzt tausendmal lieber, daß ich das beste Bild, das mein Pinsel je geschaffen, nicht in einem kleinen Städtchen unter einem Ignorantenhaufen zurückgelassen habe!“

„Ich wußte, daß Sie das einsehen,“ erwiderte Bielohlawek. „Als Sie Ihr Bild malten, war es mir bereits bekannt, daß Sie Clara nie die Ihrige nennen werden! Es schmerzte mich, daß Sie einer Täuschung ein so großes Opfer bringen und Sie dauerten mich oft im Herzen, wenn ich Sie von Morgen bis Abends an der Staffelei sitzen sah. Andererseits wußte ich, das Sie zu ehrenhaft sind, ein gegebenes Versprechen zu brechen. Unter solchen Umständen mußte ich Sie nach Brieslau ziehen lassen. So haben Sie Ihr Schenkungswort erfüllt und dabei Ihr Bild behalten. Wenn Sie mir noch jetzt nicht dankbar sind, in ein paar Wochen werden Sie es werden!“

„So ist es?“ erwiderte Volkmer, der die Rolle, die er in Brieslau gern gespielt hätte, jetzt mit anderen Augen ansah. „Sie sind ein Teufelskerl! Es ist um Sie ewig schade.“

„Warum?“

„Weil Sie auf dem besten Wege sind, zu Grunde zu gehen, — jämmerlich zu enden — vielleicht auch schändlich!“

„Darüber lassen Sie sich kein graues Haar wachsen,“ rief Bielohlawek ganz jovial. „Ich bin jetzt Scheernagel, Sie verwechseln mich vielleicht mit einem gewissen Bielohlawek —“

Volkmer mußte lachen und gab es auf, mit diesem Menschen, wie er im Sinne hatte, im Ernst zu reden.

„Breslau,“ sprach er, „existirt nicht mehr für mich. Ich sende mein Bild nach Wien.“

„Das ist recht!“ — rief der Vagabund. „Und mich nehmen Sie mit! Sie wissen nicht, wie wohl mir bei Ihnen ist!“

Volkmer warf einen bedeutsamen Blick auf ihn und senkte, in Nachdenken versunken, die Augen. Nach einer Weile sagte er:

„Es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß wir nicht zusammen bleiben können. Da Sie über alle Breslauer Verhältnisse unterrichtet sind, werden Sie auch wissen, daß ich dem Dechanten großen Dank schulde und dessen Erbe sein werde. Sein tödtlichster Haß würde mich treffen,

wenn er erführe, daß ich noch länger mit Ihnen verkehre, Sie sogar beherberge."

„Dieser Haß ist begreiflich," sagte Bielohlawek, „doch Sie ahnen nicht, wie weh es mir thut, Sie zu verlassen!"

„Narr," rief Volkmer, „was habt Ihr bei mir? Ergreift lieber etwas Ernstes und verwerthet die Gaben, die Euch die Natur freigebig verliehen!"

„Sie haben Recht," erwiderte der Vagabund mit einer plötzlich in sich gekehrten Miene.

„Geht weit von hier," fuhr Volkmer fort, um die günstige Stimmung des Strolchs zu benutzen, „jedenfalls aus Böhmen hinaus; ich will Euch unter die Arme greifen, daß Ihr ein anderer Mensch werdet. Ich will Euch vorerst die Hälfte des Honorars, das mir mein gerettetes Bild einträgt, schenken!"

„Ich nehme nichts!" rief Bielohlawek.

„So werdet Ihr," sprach Volkmer, der die Weigerung für eine Phrase hielt, weiter, „für die erste Zeit gedeckt sein und inzwischen wird es einen unternehmenden Kopfe, wie der Eurige ist, nicht schwer fallen, ein Existenzmittel zu finden,

vorausgesetzt, daß Ihr der Bummelei entsagt und einen mannhaften Vorsatz faßt."

„Jedem Anderen, „erwiderte Bielohlawek, „würde ich in's Gesicht lachen, wenn er so zu mir redete! Ihre Worte aber finden den Riß meines unverbesserlichen Herzens und sickern Tropfen für Tropfen hinein. Mein Leben läßt sich nicht lange so fortführen, es kann ein Tag kommen, an dem mich mein sprichwörtlich gewordenes Glück im Kartenspiel verläßt und ich werde dann zum Bettler oder zum — Diebe. Das muß anders werden — ich habe lange geschwankt — ich bin jetzt fest entschlossen zu heirathen."

„Seid Ihr betrunken?" rief Volkmer, über den seltsamen Ideengang ganz frappirt

„Es versteht sich," antwortete Bielohlawek, mit erhobenem Finger die Worte erläuternd, „wenn ich vom Heirathen rede, daß ich nur eine Reiche zum Weibe nehme.—"

„Ihr seid ein vollständiger Narr!" rief Volkmer ärgerlich. „Ein Abenteurer durch und durch, ein Mensch, der unglücklicherweise alle Geistesgaben nur auf Dinge verwendet, welche ein

Dummkopf als seiner unwerth liegen läßt. Ihr seid, was man einen schönen Kerl nennt, aber Ihr werdet zur Einsicht kommen, daß mit dieser Eigenschaft allein heutzutage kein reiches Mädchen zu gewinnen ist!"

„Da kennen Sie, liebster Herr Volkmer unser Jahrhundert schlecht," erwiderte Bielohlawek, spitzbübisch lachend. „Ich habe eine Braut, eine steinreiche Braut!"

„Macht keine Witze!"

„Ich scherze nicht!" rief Bielohlawek ganz ernst. „Da sehen Sie meinen Verlobungsring!" Er zog einen kostbaren, mit Brillanten besetzten Ring hervor.

Volkmer war sprachlos vor Erstaunen, doch schoß mancher mißtrauische Blick aus seinen Augen hervor, wenn er von der Kostbarkeit auf deren Besitzer blickte.

„Ich heiße Scheernagel," erwiderte dieser, der das Mißtrauen fühlte, „und dieser Name faßt ein ganzes Programm von Ehrlichkeit, Liebenswürdigkeit und Glück bei den Frauen in sich. Ich scherze nicht, ich kann wahrhaftig eine große Partie machen und bin entschlossen zu

heirathen, da ich nicht mehr bei Ihnen sein kann. Hören Sie, wie ich meine künftige Frau gefunden!"

Volkmer war ganz Ohr.

„Um die Zeit," fuhr Jener fort, „als ich noch bei Ihnen als Modell stand, brauchte ich dringend Geld. Sie wollte ich nicht ansprechen, um nicht zudringlich zu erscheinen, und ich dachte mir, daß Sie auch nicht grade sehr bei Casse sein möchten. Mein Kopf ist nun aber eine wahre Silbertruhe; so oft ich hineingreife, hole ich die volle Hand heraus. So auch diesmal. Ich brauchte einen Gulden und verschaffte mir zehn. Hören Sie, wie! Ich zog die Franziskanerkutte an und begab mich vis-à-vis zu der alten polnischen Gräfin, welche wegen ihrer Bigotterie wohl bekannt ist. Wie Sie vielleicht wissen läßt Sie Niemanden vor, aber einem Mönch sind bei ihr die Thüren Tag und Nacht offen. Sie fragte mich nach dem Zwecke meines Besuchs, schien ihn aber schon zu wittern, denn sie hielt bereits ihr Portemonnaie in der Hand. Sehr ermuthigt rückte ich gleich mit meinem Anliegen hervor und bat sie um einen Beitrag zum Los-

kauf von Christen, die in Sclaverei gerathen sind. Ich war ja selbst ein Christ, der in Sclaverei gerathen war. Nachdem sich die Gräfin über Entsagung, Fasten und dergleichen mit mir unterhalten, händigte sie mir zehn Gulden ein. Ich hatte indeß bemerkt, daß sie ein bedeutsames Interesse für den jungen Franziscaner gefaßt hatte, so zwar, daß ich die Anspielung auf mein Gelübde ewiger Keuschheit für nicht ungerechtfertigt hielt. Das schien ihr nicht sehr zu gefallen, dennoch ersuchte sie mich, bald wiederzukommen, weil sie sich von dem Umgange mit einem so würdigen jungen Priester eine heilsame Wirkung auf ihre Seele verspräche. Ich sagte ihr einen baldigen Besuch zu und da ich kurz darauf wieder Geld brauchte, hielt ich auch Wort. Nun — was soll ich da lang und breit erzählen — ich kam bald täglich und endlich entdeckte ich ihr, daß ich nicht dem geistlichen Stande angehöre und die Kutte nur aus Leidenschaft für sie angezogen habe. Ich glaubte, die alte Betschwester werde mich nach diesem Geständnisse aus dem Hause werfen lassen — nein, sie fiel mir um den Hals und schenkte mir diesen Verlobungsring! So steht also die Sache.

und jetzt frage ich Sie: soll ich die Alte heirathen oder nicht?"

„Da ist guter Rath theuer," antwortete Volkmer, der während dieser Erzählung oft und helllaut gelacht hatte, „Ihr folgt nicht und am Ende ist es am besten, wie Ihr es auch macht!"

Zwölftes Kapitel.

Das Ende.

Paul Meerfeld, nunmehr reich geworden' kehrte nach Breslau zurück und fand bei dem Vater seiner Clara einen ganz anderen Empfang als sonst. Er führte in der Mitte des Winters die lieblichste Braut heim.

Der unverbesserliche alte Postmeister Böhm blieb nach wie vor bei seiner Gewohnheit, Briefe zu öffnen und besonders in Wintertagen, wenn er nicht spazieren gehen konnte, widmete er sich seiner Neigung, das in Breslau ankommende Briefpacket zu revidiren, ehe er dessen Inhalt an die Adressaten austheilen ließ, mit Leidenschaft. In seinem Bureau, bei verschlossenen Thüren, gab er sich, während der Briefträger draußen wartete, mit Delice diesem aufregenden, süßschwelgerischen Genusse hin.

„Wieder ein Brief von Doctor Elmen an den jungen Meerfeld,“ sagte Böhm, der alle Handschriften kannte, eines Tages und blies in die Flamme, um das Messer, mit dem er das Siegel löste, zu erhitzen. „Muß doch sehen, was der fortwährend zu schreiben hat.“

Der Brief lautete:

„Geehrter Freund!

„Ich wurde vorige Woche durch den Besuch Ihres Vaters erfreut, der mir Ihren Brief überbrachte. Seien Sie außer aller Sorge, die Erbschaftsangelegenheiten wickeln sich rasch und gut ab; in der nächsten Zeit werde ich alle hierauf bezüglichen Documente in Ihre Hände legen können.

Ihr Vater ist förmlich neu aufgelebt. Er nimmt einen jugendlichen Antheil an Allem, was zu seiner Kunst gehört und blickt auf die Bestrebungen der jüngeren Kräfte mit einem Interesse, das mich rührt. Ich bin ihm seitdem oft begegnet, er wagt sich am Arm Ihrer liebenswürdigen Schwester wieder frisch in die Welt, die ihm so lange verschlossen war und nur Trauriges bot.

Ich sehe öfters in Beider Gesellschaft den Maler Volkmer. Dieser talentvolle junge Mensch macht kein Geheimniß daraus, daß er sich für Fräulein Anna lebhaft interessire. Er scheint den Fehlschlag seiner Hoffnungen, den er in Brieslau erfahren, völlig verschmerzt zu haben. Tragen Sie Ihrem ehemaligen Rivalen keinen allzuheftigen Groll nach. Seine Absichten sind offen und grade. Es dürfte möglich sein, daß Sie einst den als Ihren Schwager begrüßen werden, der einst Ihr Nebenbuhler war. So bunt und seltsam mischt sich das Leben!

Bezüglich des Verkaufs des Arnold Meerfeld'schen Hauses gehe ich Ihrem Vater an die Hand. Es sind bereits mehrere vortheilhafte Anträge da.

Genießen Sie an der Seite Ihrer schönen jungen Frau Ihr junges Glück! Ich freue mich innig, an der Wandlung, die Ihre Verhältnisse erfuhren, meinen Theil zu haben.

Elmen.

Nachschrift.

Eine Nachricht, die Sie interessiren dürfte, muß ich Ihnen noch mittheilen: Der würdige

und biedere Postmeister Böhm wird aus mir unbekannten Gründen seiner Stelle entsetzt werden. Ich erfuhr es heute auf der Statthalterei. Ich bedaure den Biedermann und seine Familie!"

Böhm hielt das Blatt, nachdem er diesen Nachsatz gelesen, noch lange in der Hand und starrte die unheilvollen Zeilen an. Als er sich aufrichten wollte, versagten ihm die Beine den Dienst. Seiner Stelle entsetzt! Er war ein geschlagener Mann!

Kaum, daß er die Kraft hatte, den Brief wieder zu schließen und das Siegel, von dem er mit so kunstfertiger Hand vorhin den Abdruck genommen, wieder aufzudrücken! Seine Hand zitterte und Angstschweiß bedeckte seine Stirn. Eine halbe Stunde später lag er schon im Bette, von seiner klagenden Familie umgeben, die ihm mit Hoffmann'schen Tropfen und Wärmeflaschen zu Hilfe kommen mußte. Er blieb von der Nachricht, die, wie der geistreiche Leser erräth, nur eine Finte des Advokaten war, um den alten Briefdurchschnüffler empfindlich zu strafen, mehrere Tage krank und erst nach Monaten namenloser Qual ging ihm ein Licht darüber auf, daß er von

dem schlauen Advocaten gefoppt worden sei. Von diesem Tage an verlor das Brieföffnen für ihn viel von seiner Süßigkeit.

Volkmer wurde in der That, wie Elmen es vorhergesagt, Paul Meerfeld's Schwager. Anna, das stille, sinnige Mädchen, trug schon seit langer Zeit eine Neigung für den jungen Künstler im Herzen und dieser war, als der Zufall sie wieder zusammenbrachte und er vom Zauber, den Clara um ihn gesponnen, frei wurde, besser im Stande, die Vorzüge dieses liebenswürdigen, anspruchslosen Geschöpfs zu würdigen. Als der alte Maler Meerfeld nach Brieslau zurückkehrte, hatte sich Volkmer bereits erklärt. Die Heirath erfolgte im nächsten Frühjahr.

Das Gemälde, das in Brieslau so großen Anstoß erregt hatte, wanderte nach Wien, verursachte dort Sensation und machte Volkmer mit einem Male zum renommirten Manne. Es wurde vortheilhaft verkauft und hängt jetzt in einem niederöstreichischen Kloster. Dort, wo keine Aehnlichkeit mit einem Lebenden störend eingreift, übt das wirklich treffliche Bild volle Wirkung und weckt Andacht in den Gemüthern aller Gläubigen.

Der argberüchtigte Gesell, der zu der Figur des Heiligen gesessen, Bielohlawek-Scheernagel, heirathete wirklich die polnische Gräfin, mit der er auf so eigenthümliche Art zusammengekommen, und reiste ein volles Jahr mit ihr in Frankreich und Italien umher. Aber das frühere Vagabundenleben hatte ihn für jede stätigere Lebensform untauglich gemacht und nach anderthalb Jahren wurde die Ehe getrennt. Scheernagel vergaß nicht, sich eine lebenslängliche Rente auszubedingen und ließ sich mehrere Termine auszahlen; in letzterer Zeit ist der seltsame Mensch verschollen und verschwunden.

Der Dechant von Brieslau trauerte noch lange über den Verlust, den er durch die Verzichtleistung erfahren. Er machte auch heftige Opposition gegen Volkmer's Verbindung mit einem Hause, das er nur um so bitterer haßte, seitdem seine erbschleicherischen Intriguen mißlungen. Es half nichts, Volkmer ging zur Partei der Gegner über. Inzwischen hat das Schicksal die seltsame Absicht gehabt, dem alten Intriguanten Alles, was er verloren, wieder zu vergüten. Er wußte sich die Gönnerschaft des Erzbischofs zu erobern und nimmt jetzt eine hochbegünstigte Stellung ein.

Als wieder einmal das Kirchenfest in Breslau gefeiert wurde, sagte Paul Meerfeld zu seiner jungen blühenden Frau, die ihm am Tische gegenüber saß: „Wie unerwartet, liebes Herz, ist doch Alles gekommen! Wie war Dein Vater gegen unsere Heirath! Ich selbst hoffnungslos und Du, trotz all Deines Muthes und all Deiner Treue, nahe daran, einem Manne, den Du nicht liebtest, die Hand reichen zu müssen!"

Clara schlang ihre Arme um den Gatten und küßte ihn, ohne ein Wort zu reden.

„Sehe ich, wie Alles gekommen," rief der Glückliche, „so dünkt es mich ein Märchen! Das völlig Ungereimte und Unvernünftige ist eingetroffen! Und was hat das Wunder bewirkt, daß wir einander haben? Ein heilloses Subject mußte auf einem Heiligenbilde erscheinen, —"

„Ach, keine Lästerung!" rief Clara. „Hab' ich nicht so oft zu unserem Kirchenpatron gebetet? Täglich ging ich in die Kirche, täglich —"

„Nun so hat es der Heilige selbst so gefügt," rief der junge Ehemann. „Ich nehme das Glück, von wem es auch komme!"

Ende des zweiten Bandes.